

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339414](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339414)

## Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

## Belohnte Wohlthat.

I.

An einem kühlen Nachmittag des Märzmonats fielen die noch matten Sonnenstrahlen auf das stattliche Fabrikgebäude und auf den schönen Garten daneben, in dessen Mitte das freundliche, wohnliche Landhaus des Herrn Martyn stand. Ein etwa zwanzigjähriges Mädchen stieg eben die breiten Treppenstufen herab, welche in den Garten führten. Es war Helene Martyn, die liebliche Tochter des reichen Fabrikherrn. Langsam ging sie auf dem saubern Kieswege durch die Anlagen des Gartens und an den Fabrikgebäuden vorüber, bis sie vor einem kleinen Häuschen stille stand. Die von frischem Geisblatt umrankten Fenster des Häuschens funkelten in der Märzsonne. Geschwägig und plätschern rieselte ein Vächlein durch das Hausgärtchen. Alles sah hier gar lieblich und friedlich aus, und dennoch war mit dem freundlichen Häuschen eine gar traurige Geschichte verknüpft, an welche die Jungfrau denken mußte, als sie eben eintreten wollte, um dessen Bewohner zu besuchen.

Robert Rutt war, während vieler Jahre, Aufseher gewesen in der Fabrik des Herrn Martyn. Keiner hatte er sich in der letzten Zeit dem Trunk ergeben. Durch seine Schuld war eines Tages die Maschine gründlich beschädigt und zugleich eine große Menge von Stoffen verdorben worden, wodurch der Geschäftsbesitzer einen sehr beträchtlichen Schaden erlitt, weshalb er den unzuverlässigen, unachtsamen Trunkenbold mit harten Worten tadelte und auch seines wichtigen Postens ihn entsetzte. Die Sache war in der ganzen Umgegend bekannt geworden und der entlassene Rutt hatte nirgends, so sehr er sich auch bemühte und Enthaltung vom Trunke versprach, eine anderweitige Anstellung gefunden. Immer tiefer versank er, in seiner Verzweiflung, in Laster und Glend. Vor etwa sechs Monaten war er gestorben und hatte seine arme Frau und seinen fünfzehnjährigen Sohn, auch Robert mit Namen, in Noth und Sorgen zurückgelassen. Zum Glück lebte noch ein Bruder der Wittwe drüben in Nordamerika, welcher Landwirthschaft trieb und ziemlich wohlhabend war. Als dieser seines Schwagers Tod erfahrene, erbot er sich zur Aufnahme seiner Schwester und ihres Sohnes, und hatte geschrieben, daß er gerne für sie selbst die Reisekosten bezahlen wolle, allein diejenigen für seinen Neffen könne er nicht aus ei-

genen Mitteln bestreiten, weil er eine zahlreiche Familie zu erhalten habe. Er meinte, des Sohnes Reisegeld werde sie schon in England auf irgend eine Weise zusammenbringen, und dann sollen Beide nur getrost nach Amerika überschiffen, er werde für sie sorgen nach besten Kräften.

Durch den Verkauf ihrer Habseligkeiten, vermochte Frau Rutt das für Eine Person nöthige Reisegeld sich zu verschaffen. Alle Vorbereitungen zur weiten Reise waren getroffen. Nun hatte sie nur noch auf des Bruders Brief gewartet, welcher ihr das versprochene Reisegeld bringen sollte. Fräulein Helene Martyn hatte selben Tag erfahren, daß der ersehnte Brief endlich eingetroffen sei, und daß die Wittwe nun unverzüglich abreisen wollte. Sie kam deshalb, um der armen Frau, deren bescheidenes und freundliches Wesen ihr immer gefallen hatte, Lebenswohl zu sagen und ihr Gottes Schutz und Segen zu wünschen zur weiten Reise. Als die gutmüthige Jungfrau in das bescheidene Stübchen trat, fand sie die Wittwe in großer Betrübniß, mit thränenenden Augen. Frau Rutt stand schnell auf, trocknete die Thränen und klagte wehmüthig: „Ach, Fräulein Helene! Sie besuchen mich wirklich noch einmal!“

Freundlich und herzzgewinnend sagte Helene: „Ich konnte Euch nicht fortziehen lassen, liebe Frau Rutt, ohne die Hand zum Abschied Euch zu reichen. Möge der treue Gott Euch und Robert gnädig behüten und bewahren und es Euch wohl gehen lassen in Amerika! Dies ist mein herzlichster Wunsch!“

Diese Worte bewirkten bei der Traurigen neues und heftiges Weinen. Nachdem sie sich wieder etwas beruhigt hatte, sprach sie: „Ach, Fräulein Helene! Verzeihen Sie mir! Aber Sie wissen ja nicht, was es heißt, von seinem einzigen Kinde sich trennen zu müssen und es zurückzulassen ohne Beschützer und Rathgeber!“

Anfänglich konnte Helene den Sinn dieser traurigen Worte gar nicht fassen und bat drum um Aufschluß. Nun erzählte die Wittwe, daß der erwartete Brief allerdings angekommen, leider aber kein Reisegeld für sie enthalten hatte. Ihr Bruder meldete, daß er, zu seinem großen Leidwesen, gar nichts schicken könnte, doch hoffte er, sie werde das Nöthige für sich und ihren Sohn wohl zusammentreiben. „Das ist aber unmöglich!“ klagte die Arme. „An vielen

Orten hab' ich's versucht, doch überall wurde die Bitte mir abgeschlagen. Hier bleiben kann ich nicht, da ich meine ganze Habe verkauft habe, wodurch ich jedoch nur das Reisegeld für mich allein erhielt. Ach, was soll aus meinem einzigen Kinde werden, wenn ich's nicht mit mir nehmen kann!"

"Was würde denn die Reise für Robert kosten?" forschte Helene theilnehmend.

"Wenigstens zehn Pfund Sterling (70 Thaler), liebes Fräulein," antwortete die Bekümmerte. "Wir reisen natürlich so einfach und wohlfeil, wie möglich. Aber wo soll ich, in meiner Lage, so viel Geld aufstreifen?"

Der edeln Jungfrau kam sogleich ein guter Gedanke. Sie hatte eine Sparbüchse, in welcher sie die kleinen Geldgeschenke, die sie dann und wann von ihren Eltern oder von Verwandten empfangen, seit den Tagen ihrer sorglosen Kindheit gesammelt hatte. Diese Sparbüchse war in des Vaters Obhut, und sie rechnete, daß der Schatz wohl an achtzig Thaler betragen mochte. Freilich war's längst schon ihr Plan, ihr Lieblingsplan, vermittelst dieses Geldes nach London, der großen Hauptstadt Englands, zu reisen und eine dort wohnende liebe Freundin, von der sie schon mehrmals dringend eingeladen worden, zu besuchen! Jetzt wollte sie gern auf diesen Besuch verzichten, denn die Klagen und Thränen der hilflosbedürftigen Wittve stimmten sie recht opferwillig. Ohne das Geringste von ihrem Vorhaben merken zu lassen, verabschiedete sich Helene, unter nochmaligen Wünschen zur glücklichen Reise.

Schneller, als sie gekommen war, kehrte die menschenfreundliche Jungfrau zurück in's väterliche Haus und betrat das Zimmer des Herrn Martyn, den sie bei seinen Rechnungen und Schreibereien vielbeschäftigt fand. Als der Vater seine herzliche Tochter erblickte, legte er sofort die Feder abseits und fragte lächelnd, was ihm die Ehre ihres Besuches verschaffe.

"Ich habe eine große Bitte auf dem Herzen, lieber Vater," sagte Helene, "und die darfst du mir nicht abschlagen."

"So, so! und die wäre? Na, nur heraus mit der Sprache, liebe Tochter!" meinte Herr Martyn ermutigend.

"Ich wollte dich bitten," antwortete Helene, "mir siebzig Thaler aus meiner Sparbüchse zu geben, welche ich sehr nothwendig brauche."

"Oho, siebenzig Thaler!" rief der Vater ganz verwundert. "Liebes Kind, das ist keine kleine Summe! Darf man wohl wissen, was du mit diesem Geld anfangen willst?"

"Nein, lieber Papa; denn das ist just mein Geheimniß!" erwiderte die Jungfrau, und setzte schmeichelnd hinzu: "Verlange nicht, daß ich's dir sagen soll, sondern glaube mir, ich will das Geld durchaus nicht zu etwas Bösem verwenden."

"Und da soll ich dir so ganz unbedingt trauen?" fragte der Fabrikherr lächelnd; "das ist doch etwas zu viel verlangt! Kannst du mir dein Geheimniß nicht offenbaren?"

"Darfst mir's ganz sicher glauben, daß ich nur Gutes vorhabe, herzliebster Papa!" versicherte Helene. "Frage nicht weiter, sondern sei so gut und gebe mir das Geld; du weißt ja wohl, daß geschrieben steht: Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut!"

"Nu, wenn's so ist, soll deine Bitte dir gewährt sein," sagte Herr Martyn freundlich, holte die Sparbüchse herbei, nahm die verlangte Summe heraus und händigte dieselbe der hocherfreuten Tochter ein, welche mit kurzen, aber innigen Worten dankte und forteilte, um das Geld so schnell wie möglich der bekümmerten Frau Mutter zu bringen. Das gab einmal ein freudiges Erstaunen in der ärmlichen Wohnung! Die Wittve konnte ihr Glück kaum begreifen und fassen; sie überhäufte die edle Helferin aus der Noth mit herzlichem Dankesworten und Segenswünschen. Auch der anwesende junge Robert küßte und brücte unter Thränen die wohlthätige Hand und versicherte: "Ich werde es niemals vergessen, geehrtes Fräulein, was Sie an meiner lieben Mutter und an mir jetzt gethan haben! Vielleicht kommen wir noch einmal in die Lage, Ihnen das Geld ehrlich und mit herzlichem Danke zurückzuzahlen."

"Nein, nein," fiel ihm Fräulein Martyn in die Rede, "ich will es nicht wieder haben! Sei und bleibe du nur ein guter Sohn und werde dereinst ein braver, reblicher Mann! Das wird meine größte Freude und mein reichster Lohn sein! Lebet nun wohl! Möge der Herr Euch behüten und geleiten auf Eurem weiten Wege!" Sie sprach's und eilte bewegt von dannen, während die Hocherfreuten feuchten Auges ihr nachblickten. —

## II.

Seit dem soeben Erzählten sind dreißig lange Jahre vergangen. Der einstige Fabrikherr Martyn schläft mit seiner treuen Hausfrau längst schon unter dem Grabeshügel. In der letzten Zeit seines Lebens mußte er durch großen Kummer und schwere Sorgen hindurch gehen. Einen beträchtlichen Verlust nach dem andern hatte er erlitten, Schlag auf Schlag ihn getroffen, und

zuletzt war er als armer Mann gestorben. Helene, welche nach ihrer Eltern Tod ganz allein stand, verheirathete sich mit einem früheren Buchhalter ihres Vaters, der längst schon Verehrung und stille Liebe für die tugendhafte Jungfrau gehegt. Er hieß Ware, und hatte wohl in einem andern Geschäfte neue Anstellung gefunden, aber eben keine gar glänzende, also daß das Einkommen des neuen Haushalts nur sehr mäßig war. Doch Zufriedenheit und Genügsamkeit sind ein köstlich Ding, und die beiden Eheleute lebten zu London in Eintracht und Frieden und ließen sich genügen. Ja, Helene wäre glücklich gewesen auch in ihren sehr bescheidenen Verhältnissen, wenn nicht eine große und schwere Sorge ihr Mutterherz belastet hätte. Ihr einziger Sohn, Richard Ware, ein Jüngling von einundzwanzig Jahren, war in dem großen Handelshause der Herren Hill und Auckland angestellt, wo er schon ein hübsches Gehalt bezog. Die Mutter liebte ihren Richard aufs herzlichste. Sie hatte ihn erzogen in der Furcht Gottes und durch seinen Fleiß und sein gutes Betragen war er so manches Jahr ihr Stolz und ihre Freude gewesen. Jetzt aber fürchtete sie, daß ihr Sohn abgewichen sei vom guten und geraden Wege und versteckt auf verderblichem wandle. Selten ließ er sich zu Abend bei den Eltern blicken und kam fast immer in später Nacht oder gar erst am frühen Morgen nach Hause. Alle Vorwürfe des Vaters, alle Bitten und Thränen der Mutter hatten hierin nichts gefruchtet, nichts gebessert. Immer seltener ließ Richard vor Vater und Mutter sich sehen, und geschah's doch von Zeit zu Zeit, so war er stumm und verschlossen. Die arme, bekümmerte Mutter weinte darüber oft heiße Thränen im Stillen und flehete zu Gott, er möge sich gnädig erbarmen über ihren Sohn, ihn wieder abzuführen von seinen bösen Wegen und ihn leiten auf den Pfad der Unschuld und Tugend.

Das liebevolle Mutterherz hatte sich nicht getäuscht in seinen Befürchtungen und bangen Sorgen! In dem Hause Hill und Auckland war der Sohn eines reichen Gutsbesizers auf der im Mexikanischen Meerbusen gelegenen fruchtbaren Insel Jamaica, Namens Vavasour, zu seiner kaufmännischen Ausbildung angestellt, natürlich, ohne Gehalt zu beziehen. Es war ein frischer und fröhlicher, dabei aber ungemein leichtsinniger junger Mensch. Richard Ware hatte sich ihm allmählig gänzlich angeschlossen und die beiden Jünglinge verbrachten mitsammen ihre freie Zeit in zügelloser Weise. Kartenspiel und Tanz, lustige Gesellschaft und üppige Schmausereien und Trinkgelage, das waren die Zerstreuungen,

benen sie sich abwechselnd hingaben. Da Richard von seinem bescheidenen Gehalte diese kostspieligen Vergnügungen nicht bezahlen konnte, und doch nicht zurückbleiben wollte, so blieb's natürlich nicht aus, daß er immer tiefer und tiefer in Schulden gerieth. Vavasour, welcher seine Geldverlegenheit merkte, hatte drum an seinen reichen Vater geschrieben und um die Zusendung einer sehr beträchtlichen Summe gebeten, womit er sowohl seine eigenen Schulden als auch die seines eben so leichtsinnigen Genossen zu decken gedachte. Aber, statt des erwarteten Geldes, kam blos ein Brief aus Jamaica, in welchem rundweg des Vaters strenger Befehl enthalten war, sein Sohn solle augenblicklich London verlassen und heimkehren. Diese unliebsame väterliche Weisung war, besonders für den verschuldeten Richard, ein Donner Schlag gewesen, weil er auf des Freundes Hilfe sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte. Groß war drum seine Verzweiflung und wurde nur dadurch leichtlich vermindert, daß Vavasour, bei seiner Abreise, das feste Versprechen ihm gab, ihm sofort nach seiner Ankunft in der fernern Heimath das zum Schuldenbezahlen erforderliche Geld zu schicken.

Ungefähr acht Wochen waren seitdem vergangen, und Richard's Gläubiger verlangten immer ungestümmer die endliche Befriedigung ihrer Forderungen. Schließlich droheten sie ihm sogar, nicht länger mehr warten zu wollen, sondern ihn schon am nächsten Tage verhaften und in das Schuldengefängniß führen zu lassen. Der Unglückliche gerieth in Verzweiflung und verlor ganz den Kopf! Was sollte aus ihm werden, wenn die Drohung sich erfüllte? Was würden seine Eltern, namentlich seine arme Mutter, sagen, wenn sie an ihrem einzigen Sohne solche Schande erlebten? Hatten sie ihn doch in der Furcht Gottes und nur zum Guten erzogen!

Jetzt trat eine große, eine fürchterliche Versuchung an den beklagenswerthen Jüngling heran: Ein Geldbrief an das Handelshaus ging durch seine Hände, welcher den Werth von sechshundert Thalern enthielt. Wenn er diese Summe nur für wenige Tage sich aneignete, so konnte er damit alle seine Schulden bezahlen; seine Ehre war gerettet, und er konnte, ja wollte sogar, ein neues, besseres Leben beginnen. Und was thust du denn weiter Böses, flüsterte der Versucher ihm zu, wenn du einstweilen das Geld für dich behältst? Du willst es ja blos, in aller Stille, auf etwa vierzehn Tage entleihen; noch ehe dieser Zeitraum verflossen ist, wird der versprochene Geldbrief aus Jamaica da sein, denn dein Freund läßt dich gewiß nicht im Stiche! — Ach, leider!

diesen verführerischen Einflüsterungen des Bösen schenkte der Bethörte nur allzu leicht Gehör und er streckte die Hand aus nach dem fremden Gute, das seinem Handelshause gehörte! — Nach vollbrachter Frevelthat gerieth der Unglückliche in große Herzensangst und sein strafendes Gewissen ließ ihm keine Ruhe weder bei Tag noch bei Nacht. Dazu kam die Furcht, seine unselige That könne doch noch vor der Zeit entdeckt werden, was Schimpf und Schande für ihn zur Folge hätte. Diese Beforgniß wurde namentlich durch ein wichtiges Ereigniß in ihm wach. Bisher hatte nämlich Herr Hill allein das ganze Geschäft in England verwaltet, während der andere Theilhaber, Herr Audland, seit Jahren in Westindien sich aufhielt, um den Verkehr mit diesem fernen Lande persönlich zu betreiben und zu fördern. Herr Hill hatte alles ziemlich leicht genommen und seinen Angestellten große Freiheit gelassen. In seinem vorgerückten Alter nun wollte er sich zur Ruhe setzen, weshalb Herr Audland nach London zurückkam, um die alleinige Führung des Handelshauses zu übernehmen. Mit seiner Ankunft, die kurz nach der ruchlosen Unterschlagung des besagten Gelbbriefes stattfand, trat sofort eine vollständige Umwälzung in allen Angelegenheiten des Hauses ein, dessen neuer Leiter ein sehr sorgfältiger und pünktlicher Mann war, welcher jeden Brief, jede Rechnung und jede Zahlung mit eigenen Augen prüfte und überwachte. Es war daher leicht möglich, ja sogar höchst wahrscheinlich, daß er in kurzer Zeit das Abhandentommen des wichtigen Briefes gewahren würde. Um so ängstlicher wartete der schuldbewusste Richard auf die Ankunft des ersehnten Geldes aus Jamaica, das allen seinen Verlegenheiten und Nöthen ein Ende machen sollte. Mit bangem Herzklopfen sah er einem Posttage nach dem andern entgegen. Endlich kam der erwartete Brief, aber — er brachte kein Geld! Der junge Babasour schrieb, es sei ihm sehr leid, allein sein mißtrauisch gewordener Vater halte ihn außerordentlich knapp und strenge, also daß er über blutwenig Geld nur verfügen könne. Er schloß sein Schreiben mit dem Versprechen: „Jedoch kannst du dich darauf verlassen, daß ich dir helfen werde; aber wann dies mir möglich sein wird, weiß ich noch nicht.“

Dieser Brief war ein vernichtender Blitzstrahl für den beklagenswerthen Richard; die Buchstaben tanzten förmlich vor seinen Augen und glüheten wie eine unheimliche, drohende Flammenschrift. Eben sann er darüber nach, was er jetzt thun sollte, als ihn ein Bote des Herrn Audland

nach dessen Zimmer beschied. Schnell steckte der Unglückliche den Brief in die Tasche und folgte dem an ihn ergangenen Rufe. Sein Prinzipal empfing ihn freundlich, aber ernst, mit der Frage: „Sie müssen vor einiger Zeit eine Zahlung von 600 Thalern für die Rechnung eines unserer Korrespondenten empfangen haben, allein ich finde diese Summe nirgend in den Büchern verzeichnet. Wie steht es wohl damit?“

Richard wurde todtbleich vor Angst und Schrecken! Das Herz stand ihm still und schlug dann wieder um so heftiger in der Brust! Das eben war ja das Geld, welches er empfangen und unterschlagen hatte! Nun mußte seine Untreue zu Tage kommen und alles war verloren. Er stammelte nur die wenigen Worte: „Ich weiß nicht — ich will nachsehen — es muß sich ja finden.“ Herr Audland mußte gleich merken, daß hier nicht alles in Ordnung war, sagte aber bloß: „Sehen Sie nach und bringen Sie mir dann sogleich Bescheid.“

Fast besinnungslos, verzweiflungsvoll verließ der Schuldige das Zimmer und eilte zum Hause hinaus. Was nun beginnen? Sein böses Gewissen verfolgte ihn! Er wußte keine andere, keine bessere Zuflucht als das Mutterherz. Und es war sein Glück, daß er sich das Vertrauen zu dem Mutterherzen in dieser schwersten Stunde seines Lebens bewahrt und erhalten hatte. Frau Helene Ware hörte mit Schrecken, was ihr unglücklicher Sohn weinend ihr gestand. Ach, es war alles so gekommen, wie sie längst vermuthet und gefürchtet hatte! Das Herz wollte ihr brechen vor Kummer und Betrübniß. Einen Versuch aber mußte sie noch wagen, um ihren Sohn von dem Verderben zu retten. Ungefäunt begab sie sich in das Handelshaus, um, wo möglich, Herrn Audland selbst zu sprechen und ihn anzuflehen um Erbarmen und Schonung für den tiefgefallenen Richard. Im Vorzimmer gab sie ihre Visitenkarte ab, mit der Bitte, dieselbe dem Geschäftsführer einzuhändigen, den sie gerne sprechen möchte. Auf der Karte stand: „Helene Ware, geborne Martyn.“ Augenblicklich wurde die tiefbekümmerte Mutter vorgelassen. Unter heißen Thränen und mit flehentlichen Bitten beschwor sie den Kaufherrn, dem Schuldigen seinen unbesonnenen, strafwürdigen Schritt zu verzeihen. Sie sprach: „Ach, mein Herr, von Ihrer Barmherzigkeit hängt das Glück seines ganzen Lebens, wohl gar seiner Seligkeit ab! Ich weiß es, er wird nie wieder so schwer und so tief fallen, wenn Sie ihm nur diesmal vergeben und aufhelfen. Erbarmen Sie sich über eine arme, unglückliche Mutter! Ich will Ihnen

das Geld gerne nach und nach zurückzahlen, aber — — —

Weiter konnte sie nicht mehr reden, sondern brach bei diesen Worten schluchzend zusammen. Mit großer Bewegung und tiefer Rührung hatte Herr Luckland mehrere Augenblicke sie angesehen. Jetzt ergriff er hastig ihre beiden Hände und sagte: „Liebe Frau Ware, können Sie glauben, daß ich, ich Ihren Sohn in Unglück und Verderben stürzen werde? Kennen Sie mich denn nicht?“

Berwundert starrte die arme Frau den ihr fremden Mann genauer an und schüttelte aber dennoch schweigend den Kopf; sie konnte sich nicht erinnern, ihn jemals gesehen zu haben. Fragend fuhr der Kaufherr fort: „Hat Fräulein Helene Martyn gänzlich Robert Rutt vergessen? Ich bin's, und gedente noch heute meiner großmüthigen Wohlthäterin in dankbarer und herzlicher Liebe!“

Frau Ware konnte bei diesen unerwarteten Worten kaum ihren Ohren trauen. Der arme Robert Rutt sollte eine Person sein mit diesem reichen Herrn Luckland! Das kam ihr vor wie ein Traum. Der Kaufherr, ihr Erstauener merkend, sagte freundlich weiter: „Es ist jetzt nicht an der Zeit, Ihnen alles ausführlich zu erzählen, aber Sie sollen und werden es später vom Anfange bis zum Ende hören. Heute nur soviel: Der liebe Gott hat es mit mir sehr gut und sehr gnädig gemacht. Ich lernte zuerst in der Stadt Washington das Handelsgeschäft. Dann fand ich auf der Insel Jamaica, in dem Handelslande und Hill, eine Stelle. Es glückte mir, das Vertrauen und die Liebe des alten Herrn zu gewinnen, der mich, da er selbst kinderlos war, schließlich an Kindes Statt angenommen und mir, bei seinem Tode, mit seinem Namen auch sein ganzes Vermögen hinterlassen hat. Hierdurch ist es geschehen, daß aus dem armen Robert Rutt nun, durch des Herrn Gnade, der reiche Robert Luckland geworden ist. Ich habe bereits früher mehrmals den Versuch gemacht, von meiner theuren Wohlthäterin etwas zu erfahren, allein umsonst. Man schrieb mir, Herr Martyn sei gestorben und seine Familie zerstreut. Als ich vorhin Ihre Karte erhielt und den Namen „Helene Ware, geborne Martyn“ darauf las, da wurde mir's plötzlich klar, daß ich endlich meine theure, unvergeßliche Wohlthäterin wiedergefunden hatte. Gott sei's gedankt, ich kann Ihnen heute vergelten, was Sie vor dreißig Jahren an meiner lieben seligen Mutter und an mir gethan haben!“

„Und nehmen Sie meinen armen, verblende-

ten Richard wirklich wieder in Gnaden an?“ fragte mit tiefer Rührung die jetzt so glückliche Mutter.

„Gewiß, ganz gewiß!“ lautete die erfreuliche Antwort. „Schicken Sie ihn nur getrost hierher, heute noch. Ich bin der festen und fröhlichen Zuversicht, daß ihm der traurige Vorfall zu einer ernstesten und nachdrücklichen Lehre dienen wird. Und glauben Sie mir, verehrte Wohlthäterin, auch werde ich Ihrem Sohne mit all' meiner Kraft treulich helfen, wie Sie mir einst geholfen haben voll Freundschaft und Güte. Gott aber wird Seinen Segen dazu geben, daß Ihre heutigen Thränen des Kummers und der Sorgen in Dankes- und Freudenthränen sich verwandeln!“

Unmöglich lassen sich die Gefühle beschreiben, welche die zärtliche Mutter während ihrer Heimkehr besaßen. Sie fand ihren Sohn auf seinem Stübchen, Thränen der bittersten Reue weinend. Aber wie jauchzte er freudig auf, als ihm die Mutter verkündete, was sie soeben erlebt hatte! Er konnte nicht daran zweifeln, denn aus den treuen, mütterlichen Augen strahlten helle Freudenthränen. Jubelnd sank er in ihre Arme. Dann aber kniete er nieder und betete mit aller Inbrunst eines begnadigten und geretheten Sünders: „Herr, mein Gott, ich danke Dir! Gelobet sei Dein heiliger und herrlicher Name! Nun aber stehe mir auch in Gnaden bei, daß ich meinen Eltern und meinem Wohlthäter vergelte durch einen frommen Wandel in Deinen Geboten und zu Deiner Ehre!“

— Was Richard Ware in jener schweren und doch auch wieder so glücklichen Stunde seines Lebens gebetet und gelobt hat, das hat er hernach, durch Gottes Gnade, auch treulich gehalten. Er wurde ein wackerer und frommer Mann, der Seinen Glück und Freude. Frau Helene aber konnte niemals anders als mit Dank und Anbetung der wunderbaren Wege des Herrn gedenken, des Herrn, ihres Gottes. Wahrlich, die der armen Frau Rutt und ihrem Robert einst erwiesene Wohlthat hatte reiche, überreiche Zinsen getragen. Was Er in Seinem heiligen Worte verheißsen, das hatte der gütige Gott überschwänglich an ihr erfüllt: „Daß dein Brod über das Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit.“ (Pred. Sal. 11, 1.)

#### Im Theater.

Knabe: Aber, Tante, warum klatscht Du nicht mit? Tante: Für alte Leute schickt sich das nicht mehr. Knabe: Aber warum nennst Dich denn Mama immer eine alte Klatschtante?

## Heimathglocken.

Neulich stand ich ganz alleine  
 Draußen an der Bergeshalde —  
 Zierlich bog der blendenreine  
 Schnee, beglänzt vom Sonnenscheine  
 Jeden Ast im Fichtenwalde.  
 Horch, da dringt mit einem Mal  
 In demselben Augenblick  
 Glockenläuten, wie Choral,  
 Fernher über Berg und Thal,  
 Sanft wie himmlische Musik.

Sind das nicht die alten, trauten  
 Glocken aus der Heimath drüben,  
 Die noch ganz wie früher lauten  
 Und auf den bereits ergrauten  
 Mann noch solchen Zauber üben?  
 Ist das nicht das Glockenpaar,  
 Das mit feierlichem Ton  
 Nachts, am ersten Januar,  
 Als ich noch ein Knäblein war,  
 Mich gerührt zu Thränen schon?

Ja, das sind dieselben Glocken,  
 Die mich einst zur Schule riefen —  
 O wie lauschten wir erschrocken  
 Und wie kam das Spiel ins Stoden,  
 Dem wir athemlos entliefen!  
 Mit geheimem Bonnegraus  
 Und sonntäglich angethan,  
 Klomm ich oft ins Glockenhaus:  
 Fröhlich jauchzten wir hinaus,  
 Bis es fing zu läuten an.

Galt es auch sich zu gewöhnen  
 An den Schwall der Toneswellen,  
 Wochten wir vor Klingen, Dröhnen,  
 Schraubenächzen, Ballenstöhnen  
 Und vor lautem Ohrengellen,  
 Halbbetäubt, bisweilen taum  
 Hören unser eigen Wort,  
 Gerne stand ich, wie im Traum,  
 In dem engen Glockenraum,  
 Meiner Kindheit Lieblingsort.

Wißt ihr noch, ihr Schulgenossen,  
 Was das junge Herz empfunden,  
 Wenn im Mai, beim Blätterprossen,  
 Wir am Fenster, dichtgeschlossen,  
 Um die Lesetafel stunden?  
 Oder, gab's vor Weihnacht schon  
 Schlittenbahn und Eis genug,  
 O wie stürmten wir davon,  
 Wenn der heißersehnte Ton  
 Der Erlösungstunde schlug!

Ah, wie viel Erinnerungen  
 Hat der Heimathglocken Weise  
 Mir im Herzen wach gelungen,  
 Bis der letzte Ton verklungen,  
 Sanft ersterbend, ferne, leise! —  
 Als die Waldeseinsamkeit  
 Tiefegriffen ich verlieh,  
 Seufzte ich: O Kimberzeit,  
 Liegt denn schon so weit, so weit  
 Hinter mir dein Paradies?

## Keine Jagd zum Spaß!

(Mit einer Abbildung.)

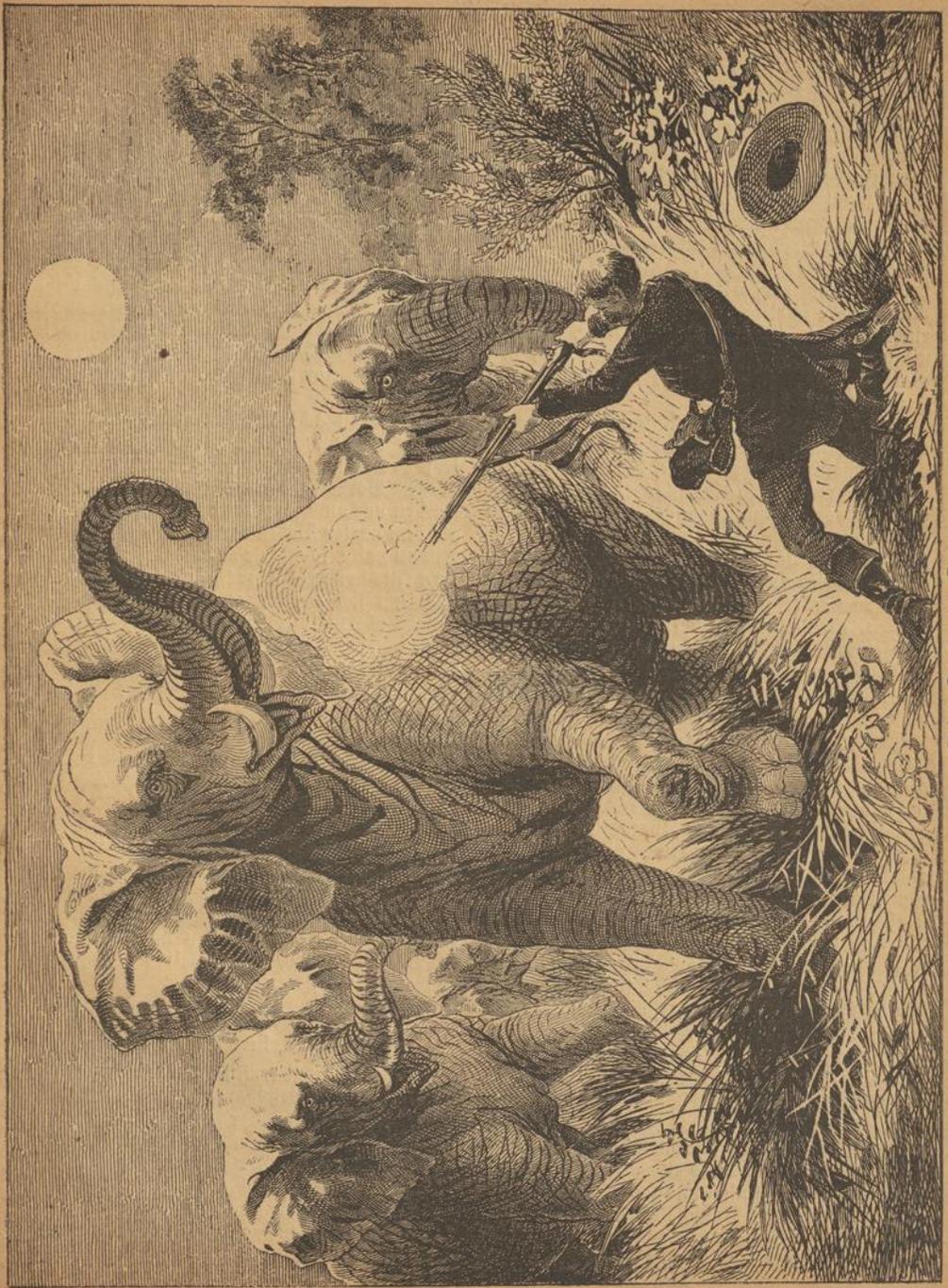
Einer der berühmtesten Reisenden neuerer  
 Zeit, welche sich der gefahrvollen Untersuchung  
 Süd-Afrikas mit allem Eifer und unerschrocke-  
 nem Muth widmeten, ist der Engländer Char-  
 les John Anderjesson. Vom Kap, oder Vorgebirg  
 der guten Hoffnung aus, drang er nämlich bis  
 fast zum neunzehnten Breitengrad vor, und ihm  
 verdankte man die Erforschung des großen Vin-  
 nen- oder Lambert's Nhami, welchem der mäch-  
 tige Strom Teoge entfließt. Obendrein erzählt  
 dieser kühne Forscher viel Einzelheiten über die  
 unter jenen heißen Himmelsstrichen lebenden  
 Einwohner, wie auch über die daselbst hausende  
 Thierwelt, mit welcher er manchen harten und  
 gefährlichen Kampf zu bestehen hatte, an denen  
 der stelsfüßige Bote nicht die geringste Lust ge-  
 habt hätte persönlichen Antheil zu nehmen. So,  
 zum Beispiel, verweilte der rüstige und muthige  
 Mann viele Tage lang am Fuße des Berges  
 Kobis, welcher just unter dem einundzwanzigsten  
 Breitengrad liegt, und dort bestand er ein Aben-  
 teuer, das, um's Haar, allen seinen weiteren  
 Reisen und Forschungen ein gar trauriges Ende  
 gemacht hätte. Man muß halt wissen, daß der  
 Berg Kobis in seiner ganzen Höhe und Breite  
 mit dichtem Wald bewachsen ist und also einer  
 Menge von Gethier aller Art zum Aufenthalte  
 dient. Ueberdies strömen von seiner Spitze meh-  
 rere Bäche herab, die in den Niederungen grö-  
 ßere Wasserteiche bilden und von den Elephan-  
 ten, welche hier truppenteilweise zusammenleben,  
 fast allnächtlich besucht werden.

Einnmal nun, es war im Julimonat 1853,  
 längst nach Sonnenuntergang, begab sich der  
 beherzte Anderjesson auf einen schmalen Berg-  
 rücken, der zwischen zweien solcher Teiche sich  
 erhob, und nahm dort eine solche Stellung ein,  
 daß er die Seen links und rechts übersehen konnte,  
 wozu der eben am Himmel schwebende Vollmond  
 willig zu Diensten stand. Der Wanderer war  
 ganz allein, hatte sich aber mit zwei guten Flin-  
 ten bewaffnet, und das wunderhelle Mondlicht,  
 das ganz besonders den tropischen Gegenden  
 eigen ist, gestattete ihm, jeden Gegenstand, sogar  
 den kleinsten, auf eine beträchtliche Entfernung  
 zu unterscheiden; ihn selbst jedoch konnte man  
 nicht sehen, denn er lag wohl versteckt in dem  
 dichten Gras- und Buschwerk, das dort wucherte.  
 Ringsum herrschte die tiefste Stille, allein kaum  
 war Anderjesson eine halbe Stunde lang auf dem  
 Anstand gelegen, so unterdrach ein Geräusch  
 diese Stille, welches gerade so tönte, als ob ein  
 starker Artillerietrain über einen steinigen Weg

E. S.

neuerer  
sfuchung  
schwede-  
re Gae-  
vorgang  
lich bis  
und ihm  
en Din-  
n erzählt  
über die  
ebendens  
spannende  
ten und  
in denen  
Kult ge-  
nen. So,  
mutige  
Berge  
amangien  
in Aben-  
weiteren  
ges Ende  
dof der  
d Breite  
so einer  
enthalte  
eige mög-  
gen grö-  
Stenhan-  
menleben.

at 1863,  
sich der  
in Berg-  
ische für  
lang ein,  
in Formit.  
Bollmond  
er war  
der Fin-  
Lomblich.  
Begenen  
nd, sogar  
sternung  
nte man  
ti in dem  
mudert.  
ein kann  
auf dem  
Grenzfis  
ik ob ein  
ngen Weg



Seine Jagd zum Spaß.

bahinführe. Die Ursache dieses betäubenden Geföhles konnte der einsame Jägermann sich nicht erklären und erhob sich mit dem halben Oberkörper aus dem Buschwerk, um nach der Richtung hinzusehen, aus welcher das sonderbare Rärmen kam. Eine Zeit lang erblickte er nichts, trotzdem das Knarren und Rascheln immer heftiger zunahm. Da, plötzlich, trat ein riesiger Elephant hervor aus dem Waldesdickicht und ihm folgten verschiedene andere, im Ganzen wohl siebenzehn oder achtzehn. Dieser Anblick war prächtig und großartig, denn die gewaltigen Rüsselthiere schritten in dem klaren Mondlicht einher wie mächtige lebende Thürme, und bewegten sich dennoch so frei und zwanglos, daß man wohl sah, sie witterten den menschlichen Feind noch nicht.

Vorsichtig verbarg sich Andersson wieder im verhüllenden Buschwerk, und da er bemerkte, daß die Elephanten auf dem Wege, den sie nach einem der Wasserenteiche hin eingeschlagen hatten, dicht an ihm vorbeikommen mußten, so brachte er eines seiner Gewehre in Anschlag, um den Führer derselben, einen, wie schon gesagt, ungewöhnlich großen Kumpen, sobald er ihm nahe genug gekommen wäre, mit einer scharfen Kugel zu begrüßen, eben keine allzulobenswerthe Höflichkeit von seiner Seite. Solch ein Schuß bleibt übrigens, bei der Härte und Dicke der Elephantenhaut, beinahe immer erfolglos, wenn er nicht hinter dem Schulterblatt eindringt, und somit mußte sich der kühne Jägermann wohl in Acht nehmen und nicht zu frühe losbrücken, denn that er einen Fehlschuß, so war es höchst wahrscheinlich um sein Leben geschehen. Hiermit entschwand ihm einige angstvolle Augenblicke und der erste Elephant kam bald so nahe heran, daß sein mächtiger Rüssel fast über dem Kopfe des lauernenden Feindes hing.

Jetzt aber hielt auch Andersson den Moment für gekommen und fuhr daher rasch mit der Flinte an die Schulter, doch im nämlichen Augenblick bemerkte ihn auch der Kolos und drehete sich blitzschnell nach ihm, um mit hochgeschwungenem Rüssel und mit weitgespreizten Ohren auf ihn loszugehen. Welch gräßliche und furchtbare Gefahr! Von Flucht konnte ebensowenig mehr die Rede sein, als davon, den erzürnten Elephanten niederzustrecken! Ja, blieb Andersson auch nur noch wenige Minuten in seiner halbaufgerichteten Position, so erfaßte ihn das Ungeheim mit seinem Rüssel und zerbrückte ihn ohne Erbarmen wie eine Ruffschale! Wie eine Leuchtkugel fuhr dieser Gedanke dem bedrängten Manne durch den Kopf; im selben kritischen Au-

genblicke warf er sich mit voller Gewalt auf den Rücken, indem er sich zugleich mit Schlangengewandtheit abseits schnellte. Zum Glück verlor er, merkwürdigerweise, trotz seiner gräßlichen Lage, die Besinnung nicht im geringsten, also daß er, während seines Rücklingssturzes, die Flinte loschoß und zugleich ein furchtbares Geschrei ausstieß, um seinen riesigen Feind zu schrecken. Diese Besonnenheit bewahrte ihn vor seinem Untergange, denn urplötzlich schwenkte der durch den Schuß und das Geschrei in Verwirrung gebrachte Elephant nach links ab, um sich in das nahe Wasser zu stürzen, und die sämtlichen übrigen Rüsselträger folgten ihm in derselben Richtung, wie eine Schafherde dem Leithammel, nur verursachten sie etwas tolleren Spektakel.

Natürlich machte sich Andersson augenblicklich auf die Beine und alle weitere Lust zur Elephantenjagd war ihm vergangen. Obwohl er von dem breiten Vorderfuße eines der Kolosse gestreift worden und auch sonst bei dem Rückwärtsstürzen auf dem harten Boden verschiedene Verletzungen erlitten hatte, so achtete er doch dessen nicht, sondern eilte von dem lebensgefährlichen Orte hinweg, um sich auf der andern Seite des Bergrückens abermals unter dem Buschwerk zu verbergen. Ungefähr eine halbe Stunde später verließen die Elephanten ihre Trinkquelle und zogen ruhig in den Wald zurück, ohne sich weiter um den versteckten Jäger zu kümmern.

Nun erst konnte sich Andersson als vollständig gerettet und außer Gefahr ansehen, aber all sein Lebtag vergaß er nie mehr den furchtbaren Augenblick, wo der Rüssel des grauenhaften Ungeheims bereits ganz nahe über ihm schwebte und bambelte, um ihn, mir nichts, dir nichts, in keineswegs zärtlicher Umarmung zu erdrücken.

Der Vort ist der Meinung, solch ein gefährliches und unheimliches Jagdabenteuer läßt sich besser mit der Feder erzählen und gemüthlicher anhören oder lesen, als es selber in That und Wahrheit zu bestehen.

#### Scene aus einer Gerichtsstube.

Richter: „Gensdarm, führen Sie den nächsten Zeugen vor!“ (Gensdarm geht ab und gleich darauf deutet er unter der Thüre auf den Richter, worauf ein Mann auf denselben tritt.)

Richter: „Wie heißen Sie?“

Jakob: „Jakob Lorch.“

Richter: „Wie alt sind Sie?“

Jakob: „Ich meine, das gehört gar nicht hierher.“

Richter: „Wollen Sie augenblicklich sagen, wie alt Sie sind?“

Jakob: „Drei und dreißig Jahre.“

Richter: „Sind Sie lutherisch oder katholisch?“

Jakob: „Aber Herr Richter!“

Richter: „Wenn Sie sich noch einmal unterstehen, mir zu widersprechen, so lasse ich Sie einstecken bei Wasser und Brod?“

Jakob: „Ich bin lutherisch.“

Richter: „Sind Sie mit den Angeklagten verwandt, verschwägert oder in Diensten?“

Jakob: „Ich? — mit denen, fällt mir gar nicht ein! Wo denken Sie hin, Herr Richter?“ (Steigendes Gelächter im Publikum.)

Richter: „Enthalten Sie sich der unpassenden Randbemerkungen! Erheben Sie die Hand und schwören Sie.“

Jakob: „Ich meine aber wirklich, Herr Richter, das wäre unnöthig! — (Gelächter im Publikum.)

Richter (erhebt sich wüthend und schreit): „Ich lasse Sie arretieren, wenn Sie sich noch einmal erdreisten, eine Gegenrede zu machen. Heben Sie die Hand in die Höhe, schwören Sie!“

Jakob (erhebt die Hand). — (Der Richter liest ihm den Eid vor und Jakob spricht nach.)

Richter: „Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe!“

Jakob: „Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe!“

Richter: „Alles zu berichten, was ich weiß!“

Jakob: „Alles zu berichten, was ich weiß!“

Richter: „Nichts zu verschweigen, was zur Aufhellung des Thatbestandes dienen kann!“

Jakob: „Nichts zu verschweigen, was zur Aufhellung des Thatbestandes dienen kann!“

Richter: „Und nichts als die reine Wahrheit zu sagen!“

Jakob: „Und nichts als die reine Wahrheit zu sagen!“

Richter: „Amen!“

Jakob: „Amen!“

Richter: „Nun, was haben Sie zu sagen?“

Jakob: „Eine schöne Empfehlung vom Herrn Oberst und er ließ Sie auf heute Abend 8 Uhr zum Souper einladen. Das Reh, das er gestern geschossen, sei angekommen!“ (Schallendes Gelächter im Publikum.)

Richter: „Wa-a-a-s? Sind Sie denn kein Zeuge?“

Jakob: „Nein, Herr Richter, ich bin der Bediente des Herrn Oberst und sollte Sie einladen, und da ich Sie nicht zu Hause fand, bin ich hierher gekommen. Als ich nach Ihnen fragte, hat mich ein Gensdarm hereingeführt.“ (Allgemeine Heiterkeit.)

### Der umgewandelte Maurergeselle.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts wußte die gute, wackere Bürgerschaft der alten Stadt Straßburg noch blizwenig von den jetzigen Bauunternehmern oder, wie man heute gemeinlich sagt, Entpreneurs; da gab's nur einfache Maurermeister, die mehr oder weniger Gesellen und Handlanger hielten und sich zugleich mit vorkommenden Reparaturen in und an den Häusern befaßten. Die zu diesem Zweck abgeordneten Arbeiter bekamen gewöhnlich zum Frühstück und zur Vesperzeit ein Krüglein Wein oder Bier, nebst Brod und Käse von dem Hausherrn, und der Taglohn wurde von ihrem Meister ausbezahlt, natürlich immer etwas geringer, als derselbe den Kunden dafür anrechnete, also daß es für ihn mehr Profit abwarf, je mehr Tagelöhne er aufschreiben konnte.

Da hatte denn einmal ein ehrfamer Bäcker in der Langstraße Reparaturen an seinem Hinterhause vonnöthen und er suchte einen Maurermeister, ihm den erforderlichen Gesellen, sammt dem unentbehrlichen Handlanger, zu schicken, was denn auch geschah. Mit dem Gesellen, der sich überaus saumselig und langsam benahm bei der Arbeit, „kumm i hyt nit, ze kumm i morje,“ war halt der an Fleiß gewöhnte Bäcker ganz und gar nicht zufrieden; wenn der Feierabend erschienen, so sah man „blutt un bloß“, was den langen Tag über gearbeitet worden; das Ding wollte gar nicht vom Fleck rutschen und der schon oft besprochene Maurerschweiß blieb unsichtbar. Endlich und endlich wurde die langweilige Arbeit fertig! Der unzufriedene Bäcker dachte und sagte: „Der langsame, faule Bursche darf mir nicht mehr in's Haus und auch mit dem, der ihn hergeschickt hat, will ich nichts mehr zu schaffen haben; da könnte man ja vor purem Zorn und Aerger frank werden!“ —

Einige Monate später mußten schon wieder bringende Ausbesserungen in dem ziemlich alten und baufälligen Bäckerhaus vorgenommen werden, wegen welcher sich der Hausherr an einen andern Maurermeister wandte, der aber unter dessen den nämlich langsame Gesellen eingestellt hatte, welcher dem guten Bäcker ein Dorn im Auge war. Und richtig, eben dieser Liebling, dieser Herzkäfer, wurde von seinem neuen Meister mit der verlangten Arbeit beauftragt. Als er am Montagmorgen, in Begleitung seines Handlangers und mit dem nöthigen Werkzeug versehen, in die ihm wohlbekannte Bäckerei trat, kam der Hausherr eben hervor vom Backofen und rief ihm höchst barsch und unwillig zu: „Kehrt nur gleich wieder um, denn Euch will ich um

kein Geld mehr im Hause haben! Solch einen faulen und langsamen Arbeiter, der unserem Herrgott den Tag abstiehlt, kann ich nicht brauchen! So leicht läßt sich jedoch der Geselle nicht abspesen, sondern sagt ganz offen und treuherzig: „Probiren Sie's nur, Herr, und Sie werden ganz gewiß mit mir zufrieden sein! Mein jetziger Meister will nicht, wie der frühere, durchaus haben, daß seine Gesellen recht langsam und schläfrig arbeiten, damit's desto mehr Tagelöhne gibt zum Anrechnen; im Gegentheil, wir sollen immer recht flink und gewürfelt sein; so lautet jetzt die Order! Beim Andern war's gerade das Gegentheil, und, übel oder wohl, wir mußten gehorchen!“ —

Nach kurzem Zaubern gab sich der wackere Bäcker zufrieden, ließ den umgewandelten Gesellen die Arbeit beginnen und hatte wirklich auch nicht die geringste Ursache mehr, über dessen Faulheit und Langsamkeit zu klagen. Wie der Herr, so der Knecht!

#### Mittelalterliche Justiz.

Einige höchst instruktive Beispiele zur mittelalterlichen Kriminaljustiz aus dem königlichen Archiv in Nürnberg werden mitgetheilt. Wir reihen dieselben, welche für sich selber reden, ohne weiteren Kommentar chronologisch aneinander.

Der Rath läßt streifen nach den „bagelau-bigen Leuten“ (Zigeunern?) und mehrere derselben in's Loch legen.

Eine Frau wird verbrannt „von ihr's ungeläubens wegen“.

1395. L. wird in's Loch gelegt und erwürgt sich daselbst. Als Selbstmörder wird er durch den Züchtiger verbrannt.

1422. Einem Schusterknechte, der eine Frau gestochen hat, wird eine Hand abgeschlagen.

1423. Heinz Glaser wird durch die Stirn gebrannt, weil er durch seine Knechte die Fenster am Chore bei den Karthäusern einwerfen ließ, damit man ihm dieselben wieder zum Machen gebe. Die Knechte werden durch den Züchtiger mit Gerten aus der Stadt geschlagen.

1434. Hansen von Amberg, des Taschners Frau, wird durch den Züchtiger „von Zauberei wegen“ ein Zipfel aus der Zunge geschnitten.

1435. Die Hefnerin und Jakob Pewlerin werden durch die Stirn gebrannt, von Zauberei wegen.

1436. Ein Jude kommt wegen Dieberei in's Lochgefängniß. Man will ihn rechtfertigen (d. h. prozessiren), er aber läßt sich im Loch taufen und wird dem Pfarrer zu St. Sebald überliefert.

1438. Dem Büttel Hanns Hartlieb werden die Augen ausgestochen, weil er der von Nürnberg Leute verrathen und hingeben wollte.

1440. Die Haberstrohn, die schon dreimal wegen Dieberei gestraft und „beim Halse“ aus der Stadt gewiesen worden, kömmt abermals in die Stadt und stiehlt. Es werden ihr beide Augen ausgestochen und sie wird neuerdings beim Halse aus der Stadt gewiesen.

Der Schulklopfer der Juden wird von gefährlicher Alchemie wegen in's Loch gelegt und vom Züchtiger durch die Stirn gebrannt.

#### Etwas aus der Naturgeschichte.

##### Der rauhfüßige Kauz.

Dieser Vogel gehört zum Eulengeschlecht, und weil er so seine absonderliche Art und Weise hat in seinem Thun und Lassen, ist ihm die Ehre zu Theil geworden, sprichwörtlich gäng und gäbe zu werden unter den Menschen. Ein brolliger, ein sonderbarer Kauz, ist ein Titel für diejenigen, welche die Gewohnheit haben, ihre eigenen Wege zu gehen, nicht so zu reden und zu handeln wie andere, gewöhnliche Menschekinder. Hier soll nun dieser Vogel näher besprochen werden, nach einem interessanten Aufsatze, den der Bote im „Buche der Welt“ gefunden hat.

Die Eulen, obgleich bei uns in ziemlich vielen Arten vertreten und in manchen Gegenden häufig, erscheinen doch in Folge ihres versteckten Lebens und nächtlichen Treibens gar vielen Leuten als unheimliche, geheimnißvolle Vögel. Wie so manche, für den Naturforscher und den gebildeten Mann äußerst interessante Naturerscheinungen, so haben auch die Eigenschaften der Eule zu vielfachem, abgeschmacktem Aberglauben Anlaß gegeben. Ihr nächtliches Erscheinen und Schreien in der Nähe von Gebäuden wurde, zum Beispiel, als Vorzeichen eines Todesfalles betrachtet, oder was dergleichen Albernheiten mehr sind. Noch heutigen Tages herrschen solche Vorurtheile bald hier, bald dort. In manchen Gegenden hegen die Landbewohner theilweise einen wahren, bitteren Haß gegen die Eulen; wo und wann solche Bethörte einer habhaft werden können, tödten sie dieselbe und nageln sie an das Scheunenthor. Solche grausame, aus beschränkter Anschauung entspringende und schon Jahrhunderte lang andauernde Mißbräuche machen einen betrübenden Eindruck! Selbst abgesehen davon, daß es Mitleid erregt, unschuldige Thiere muthwillig und grublos getödtet zu sehen, muß man bedauern, wie mancher Landmann dadurch gegen seinen eigenen Vortheil handelt. Wie häufig hört man klagen über den großen Schaden, welchen die

Mäuse auf den Feldern anrichten! und doch werden die Eulen, diese eifrigsten Vertilger der Mäuse, schonungslos umgebracht!

Der zum Eulengeschlecht gehörige rauffüßige Kauz hat einen sehr großen Kopf und eine außerordentlich weite Ohrenöffnung. Die Füße sind

ganz befiedert, Flügel und Schwanz sind, für eine Eule, ziemlich lang. Das Gefieder der oberen Theile ist, beim alten Vogel, graubraun. Hinterhals, Rücken und Schulter sind mit ziemlich großen rundlichen und stumpfeckigen weißen Flecken besetzt; der Scheitel ist mit kleinen perlen-



artigen Flecken übersät. Die Flügel sind weiß gefleckt, der Schwanz weiß gebändert, Brust und Bauch weiß, aber braun gefleckt. Schenkel und Augen sind von schwefelgelber Farbe. Kaum kann man das Männchen von dem Weibchen unterscheiden. Ersteres mißt, von der Stirn bis zur

Schwanzspitze, 10—10½ Zoll, letzteres 10¼ bis 11 Zoll.

Die Jungen haben ein anders gefärbtes Gefieder; dasselbe ist nämlich, mit Ausnahme der weiß und grau schimmernden Gesichtsfedern, durchaus dunkel kaffeebraun. Das Nestkleid ist

weiß und wollig, durch seine Flaumsebern gebildet.

Der raufhüfige Kauz ist über das gemäßigte und, zum Theil, über das nördliche Europa verbreitet. Er kommt in schwebischen Gegenden vor; nach Süden zu, nicht tiefer als bis Ober-Italien. Nirgends aber kommt er häufig vor. In Deutschland, namentlich im nördlichen, ist er nicht gerade selten, aber noch weniger gemein zu nennen. In der Schweiz, im Berner Oberland, brüten alljährlich einzelne Paare. Er liebt nicht, wie manche seiner eulenartigen Verwandten, felsige Gegenden und Gebäude, noch weniger fumpfige, baumarme Gegenden, sondern dichte Wäldungen, namentlich Nadelholz. Auch in trockenen, ebenen Raubholzwaldungen kommt er hin und wieder vor, besonders zur Zugzeit, im Septembermonat.

Nur sehr selten wird dieser Kauz bei Tage gesehen, denn er ist äußerst lichtscheu, und schläft zwischen dichten Nestern und Blättern, oder in Baumhöhlen, von der Morgen- bis zur Abenddämmerung. Er ist sehr gutmüthig, und wird deshalb, sogar erst alt eingefangen, sehr leicht zahm. Den Tag über ist er jedoch gar zu schläfrig und unbeweglich, um den, welcher ihn besitzt, längere Zeit zu unterhalten, und des Nachts wird er lästig durch sein unangenehmes Geschrei. Eine seiner besondern Eigenschaften ist, daß er, irgendwie aufgeregt, seine Gesichtsebern dergestalt ausbehnt, daß auf jeder Seite ein vorragender Wulst entsteht, welcher, beim ersten Anblick, das Ansehen von Federohren hat. Sein Flug gleicht dem von andern Eulen, ist sehr geräuschlos, schwankend und langsam, nicht stoßweise, wie beim Steinkauz. In seiner Stimme hat er jedoch viele Aehnlichkeit mit diesem; er ruft just wie dieser: kum, kum! und dann ein sanftes, gehobenes: kunk. In der Dämmerung, sowohl des Morgens, wie des Abends, läßt er seine Stimme besonders häufig hören; dieß ist auch die Zeit, wo er seiner Nahrung nachgeht. Er frist namentlich Mäuse und andere kleine Säugethiere, auch Vögel und größere Insekten. Wenn der Mond hell scheint, setzt er seine Jagden auch die Nacht hindurch fort. Im März oder April legt das Weibchen zwei bis vier reinweiße, rundliche Eier, welche unbedeutend größer sind, als die des Steinkauzes und leicht mit diesen verwechselt werden können. —

So, das wär's, was der Vöte sich erlaubt hat, über den bei uns nicht sehr bekannten raufhüfigen Kauz aus der Naturgeschichte abzuschreiben und in den Kalender setzen zu lassen.

#### Gemeinnütziges.

Bewegung im Freien und Gesundheit. Bewegung kräftigt und stärkt jede Thätigkeit im

Körper. Sie ist für Gesundheit und langes Leben eine unentbehrliche Bedingung. Kein gesunder Mensch sollte veräumen, jeden Tag einen mäßigen Gang im Freien zu machen, wo er die reine stärkende Luft einathmen kann. Gehen ist die gesündeste und zugleich natürlichste Bewegungsart, weil dadurch die zweckmäßigste Thätigkeit jedes Organes des Körpers gesichert wird. Im Gehen zum Zwecke der Gesundheit sollte eine gewisse Abwechslung stattfinden und womöglich auch Bergsteigen, und Veränderung der Scenerie in sich schließen. Viele Wehen und Schmerzen würden schnell verschwinden, wenn der Blutumlauf durch eine verständige und regelmäßige Uebung der Muskeln beschleunigt würde. Für sehr schwache und kranke Personen sind Bewegungen im Wagen, wenn man sie so nennen kann, und Frictionen des ganzen Körpers, trocken oder mit warmem Wasser, der beste Ersatz der aktiven Bewegung. Die passendste Zeit zur Bewegung ist dann, wenn der Körper nicht durch Anstrengung zu sehr ermüdet oder durch den Verdauungsprozeß zu sehr in Anspruch genommen worden ist. Kräftige Personen können auch vor dem Frühstück aktive Bewegungen vornehmen, schwächliche dagegen thun besser daran, solche ein bis zwei Stunden nach demselben zu verschieben.

Bewegung beugt Krankheiten vor, indem sie dem Körper und seinen verschiedenen Gliedern die Kraft verleiht, die ungünstigen Einflüsse, denen sie ausgesetzt sind, fern zu halten und zu überwinden. Sie heilt manche Krankheit, indem sie die gleichmäßige Vertheilung des Blutumlaufes bewirkt und auf diese Weise schwache Organe kräftigt und örtliche Unthätigkeit oder Congestion entfernt.

Kranke Personen sollten nur immer kurze Strecken gehen, jede Ermüdung vermeiden und im Freien nicht stehen bleiben. Die beste Zeit für sie ist je nach der Jahreszeit vor dem Mittagessen oder Abendessen, je in der Weise, daß sie vor der Mahlzeit noch eine halbe Stunde ausruhen können. Unmittelbar vor dem Essen oder vor dem Zubettgehen sollten sie sich niemals Bewegung machen. Es ist dies auch älteren Personen nicht anzurathen. Bewegung unmittelbar nach dem Essen wirkt störend auf die Verdauung.

Seife für Seidenwäsche. — 1 Pfd. feingeschnittene ordinäre Seife, etwas Ochsen-galle, 2 Loth Honig, 3 Loth Zucker,  $\frac{1}{2}$  Loth venetianisches Terpent. Ist alles über Feuer in einem irdenen Topfe wohl gemengt, so gießt man die Masse in mit nassen Tüchern belegte Formen.

Um Messing fein zu puken, reibt man es mit Stearin-Del und feinstem Lappchen ab und poliert dann mit reiner Leinwand.

Gegen das Gerinnen der Milch. — Ein Stückchen Zucker in die Milch gethan, macht das Gerinnen derselben unmöglich; natürlich kann dann auch keine Butter aus ihr bereitet werden.

### Ein Kraftwort.

Das französische Wort *persuader* stammt aus dem Lateinischen, der alten Römersprache, her, und heißt, in's Deutsche übersetzt, einem zureden, einen von etwas überzeugen oder zu etwas bewegen. Bisweilen geschieht's aber auch, wenn man sich einen Anschein von Gelehrsamkeit geben will, daß dieses Fremdwort im Deutschen gebraucht und *persuadiren* ausgesprochen wird, ja sogar *perschwadiren*, was gar nicht selten ist. Nach dieser erklärenden, kurzen Einleitung soll nun ein lustiges, aus dem Leben gegriffenes Stücklein auf's Tapet kommen.

Der alte Pfarrer in Steinfacken war, nach langem, segensreichem Wirken im Dorfe, abgerufen worden in die wahre Heimath, und die obere Kirchenbehörde bezeichnete sofort seinen Nachfolger, damit die Stelle nicht allzulange vakant bliebe. Die Dorfbewohner jedoch fanden die Ernennung keineswegs nach ihrem Geschmack, machten heftigen Widerstand und verweigerten hartnäckig den neuen Pfarrer anzunehmen. Warum? ist schwer zu sagen, denn sie wußten es selber nicht. Der Ernannte hatte doch eine schöne, kräftige Stimme, predigte sehr verständlich, führte einen ehrbaren Lebenswandel und war freundlich und zuvorkommend gegen Jebermann. Aber es hieß im ganzen Dorfe: Wir wollen ihn nicht; er gefällt uns nicht; wir nehmen ihn um keinen Preis! Und hiermit Basta! Es ist leider freilich wahr, ein Widerwillen und eine Abneigung ohne Grund sind schwerer zu überwinden, als wenn sie begründet wären.

Dieser allgemeine „stetische“ Protest verurteilte Schreibereien und Laufereien hin und her; der Herr Superintendent bemühte sich trotz schlechter Wege und herannahenden Winters, trotz seines Alters hinaus in das abgelegene Revoluzerdorf; die besten Worte, die vortrefflichsten Gründe wurden nicht gespart. Alles umsonst! Je freundlicher und zutraulicher der hochgestellte Herr mit ihnen redete, desto mehr wuchs der Bauern Starrsinn und Verstocktheit. „Nur fest geblieben,“ dachten sie, „nur zäh! wir werden doch Meister!“ Es tigelte sie, dem kirchlichen Regiment gegenüber, ihren Willen durchzusetzen; die schönste Rede, die süßesten Worte ließen sie

zu einem Ohre herein, zum andern hinaus gehen und verharreten steif und fest auf der einzigen Antwort: „Er gefällt uns nicht — wir wollen ihn nicht — wir nehmen ihn nicht!“

Der leutselige Superintendent fing an am Ende vom Lieb unwirlich und ärgerlich zu werden. Er beschloß, noch einen letzten Versuch zu machen und dabei eine kleine Kriegslust anzuwenden. Eines schönen Tages kam er drum ganz unerwartet heraus nach Steinfacken, ließ die Kirchenältesten zusammenberufen und sprach zu ihnen ganz ernst und feierlich: „Ich bin der Sache überdrüssig und müde! Aus freien Stücken, aus eigenem Antrieb wäre ich schwerlich mehr zu euch gekommen, meine Herren, doch erkläre ich gleich von vornherein: Es ist das letzte Mal.“

„Schon gut, wir haben's endlich doch gezwungen!“ dachten die Ältesten, und schauten einander pffiffig und schmunzelnd an. Der Redner jedoch fuhr ganz ruhig fort: „Gerechte Einwendungen gegen den für euch ernannten Herrn Pfarrer könnt ihr keine vorbringen. Ganz frei und gerade heraus gesagt, ist eure Weigerung nichts als Eigensinn und Starrköpfigkeit? Dies will ich jedoch dahingestellt sein lassen und mich nicht weiter darum kümmern. Hab' aber hier von der oberen Kirchenbehörde den gemessenen Auftrag erhalten“ . . . er entfaltete ein amtliches Schreiben mit großem Dienstsiegel . . . „das mir die genaue Weisung ertheilt, ich soll euch diese traurige Angelegenheit noch einmal in aller Geduld und Freundlichkeit vorstellen und erklären, und, wenn ihr dann durchaus nicht auf meine gutgemeinten Ermahnungen hören wollt, wenn Alles, Alles nicht helfen will, dann“ — hier stand er vom Stuhl auf und sagte mit donnernder Stimme und finstern Blick . . . „dann soll ich euch *persuadiren* oder *perschwadiren*, es kommt auf Eins heraus! Seht, da steht's, schwarz auf weiß!“

Dieses sonderbar klingende Kraftwort war den erstaunten, sogar betroffenen Kirchenältesten fremd; sie wußten wohl, was *Schwarzte* bedeutet, nämlich die Schweinshaut, und daß *Schwarzte* in dem Dorfe so viel heißt, als „tüchtig durchprügeln,“ wie man auch hierzulande sagt: „Schaffe, daß d'Schwaarte trache!“ Sie hatten nicht die geringste Lust tüchtig durchgeprügelt zu werden, zumal von einem geistlichen Herrn. Dieser hochgewachsene, kräftige Mann stand da vor ihnen mit weißer Halsbinde und mit vom Eifer gerötheten Gesicht, in der linken Hand das verhängnißvolle amtliche Schreiben, die rechte auf den starken Krückenstock gestützt, der noch vom

alten Fritz herzustammen schien, und wiederholte streng und nachdrücklich die Worte: „Wollt ihr jetzt den Herrn Pfarrer gutwillig nehmen, oder soll ich euch perschwadiren? . . . Wählt!“

Sie steckten die Köpfe zusammen, ein leises Klüftern entstand und nach kurzer Berathung trat der Obmann vor und sagte: „Mein Herr Superintendent, wenn die Sache so liegt, perschwadiren lassen wir uns doch nicht; da wollen wir ihn auf jeden Fall übel oder wohl annehmen!“ —

Und sie bekamen den neuen Seelsorger und fuhren keineswegs schlecht dabei. Dreißig Jahre lang haben ihn die Steinsackener gehalten, und sogar dann starb er ihnen noch zu früh und die ganze Gemeinde folgte mit aufrichtiger Trauer seinem Sarge, denn es war der rechte Mann gewesen für die rechte Stelle. Warum hätte sich sonst die kirchliche Oberbehörde die gute Wiederbesetzung so sehr angelegen sein lassen?

### Einige Bären geschichten.

(Mit einer Abbildung.)

Was fällt denn nun gar dem Boten ein, uns Bären geschichten aufzutischen? wird vielleicht der eine oder der andere Leser verwundert fragen. Das werden saubere Geschichten sein! Will er uns am Ende damit einen Bären anbinden? Der Bürsche wär's wohl im Stande! — Na, nur Geduld, liebe Leute, ihr werdet finden, daß das Ding nicht ganz unwegen ist. Was er jetzt einfach wieder zu erzählen gedenkt, hat der Bote in einem lehrreichen Buche gelesen, das ihm einer seiner lieben alten Freunde gefälligst geliehen hat. Nach diesem kurzen Präambulum sangen wir nun an, und hoffentlich werden die Geschichten nicht langweilig ausfallen.

Gewohnt, den weißen oder Polarbären gefahrlos nur in den zoologischen, zur Thierkunde bestimmten Gärten, im engen Käfig und, zum Schwimmen, bloß mit einem kleinen Wasserbassin versehenen Einäunungen zu sehen, können wir uns keinen Begriff von der Schnelligkeit machen, mit welcher er sich sowohl auf dem Lande als im Wasser bewegt. Die große, breite, lange und flache Gestalt seiner Taten ist ganz geeignet, seine gewaltige Muskelkraft beim Auftreten zu unterstützen und es ihm zu ermöglichen über die nachgiebige Schneefläche und die neugebildete Eisdecke hinwegzuschreiten. Außerdem verleihen die rauhen Haare, mit denen die Taten an der unteren Seite versehen sind, ihnen die nöthige Sicherheit beim Betreten der glatten Eisflächen. Ohne diese Einrichtung würde das ungeheure Gewicht des Bären ein unübersteigliches Hin-

derniß bei der Verfolgung seiner Beute bilden.

Die durchschnittliche Länge des ausgewachsenen Polarbären beträgt zwischen sechs bis sieben Fuß, doch giebt es deren, welche dieses Maß weit überschreiten. So brachte der Schiffskapitän John Ross ein Bürschchen mit heim, welches sieben Fuß acht Zoll Länge aufweisen konnte und 1161 Pfund wog. Kapitän Lyons beschreibt sogar ein solches Ungethüm, das acht Fuß acht Zoll lang war, mit einem Gewicht von 1600 Pfund.

Das eigenthümliche Merkmal, welches den Eis- oder Polarbären von den übrigen Bärenarten kennzeichnet, ist seine weiße Farbe mit einer mehr oder weniger stark hervortretenden strohsfarbigen Beimischung. Auch seine Gestalt besitzt manches Absonderliche, was offenbar mit seinem häufigen Aufenthalt im Wasser in Beziehung steht. Sein Körper ist lang gestreckt, sein Kopf flach und schmal mit geradem Profil, seine Schnauze breit, das Maul hingegen verhältnißmäßig klein. Ganz besonders bemerkenswerth aber ist sein Hals, welcher mehr als die doppelte Länge und Dicke des Kopfes besitzt.

An den unwirklichen Ufern, wo der Polarbär hauset, giebt es keine Wälder, in denen er sich niederlassen könnte; er wählt deshalb den Meeresstrand oder die schwimmenden Eisberge zu seinem Aufenthalt und gräbt sich sein Lager im ewigen Schnee. Seine eigentliche Heimath sind die Polargegenden, welche er, in der Regel, freiwillig nicht verläßt; doch nicht selten wird von den Nord- und Westwinden eine Anzahl derselben auf schwimmenden Eisstücken an die Küsten von Amerika, Sibirien und Nova-Zembla getrieben. Auch an der nördlichen Küste von Amerika, die Hudsons-Bai entlang, kommt der Eisbär ziemlich häufig vor.

Einer der Offiziere von der Franklins-Expedition theilte vor mehreren Jahren eine Geschichte mit, ganz dazu geeignet, die unabzählbare Wildheit und gewaltige Kraft dieses riesigen Thieres in's gehörige Licht zu setzen.

Vom Verdecke eines der Schiffe der Franklinschen Untersuchungsflotte sah man, in südlicher Richtung, einen Polarbären vorsichtig über das unebene Landeis herankommen, indem er von Zeit zu Zeit anhält, seine Schnauze emporstreckte und in der Luft schnüffelte. Dieses gewaltigen Thieres Geruchssinn ist äußerst fein und empfindlich, worauf schon der ganze Bau und die Ausbildung des betreffenden Organs hinweist. Daher kommt es auch, daß der Bär dem Geruche mehr vertraut als dem Gesichte.

Sobald man, vom Schiffe aus, des Bären



Bärengefechten.

ansichtig wurde, ergriff einer der Offiziere seine Flinte und eilte fort, um Jagd auf ihn zu machen. Damit er von dem Burschen nicht gesehen werde, suchte er sich auf einem Umwege, wo das Eis höher stand, an ihn heranzuschleichen und hatte sich so eine beträchtliche Strecke vom Schiff entfernt, als er dem zierlichen Wildpret auf Schußweite sich näherte. Mittlerweile waren einige Offiziere auf das Verdeck gestiegen, und als sie ihren Kameraden allein dem gefährlichen Bierfüßler gegenüber sahen, eilten zwei von ihnen fort, um ihm den nöthigen Beistand zu leisten. Raum aber hatten sie nur etliche Schritte gethan, so feuerte er sein Gewehr ab, worauf der Bär sich umdrehte und in wilhem Laufe dem betroffenen Schützen entgegensprang, dem keine Zeit mehr blieb zum Leben, daher er sein Heil in der Flucht suchen mußte. Schnellfüßig, so gut's eben gehen wollte, und mit aller Kraftanstrengung rannte der Jägermann über das Tristeis hin. Der Bär, wüthend ob der erhaltenen, leider nicht tödlichen Wunde, folgte ihm rathlos auf dem Fuße nach. Obgleich seine Kameraden den Verfolgten als einen der schnellsten Läufer kannten, so herrschte bei der Schiffsmannschaft doch die größte Besorgniß, als man gewahrte, daß der Bär ihm immer näher und näher auf den Leib rückte. Die beiden, zur Hülfe bereiten Offiziere liefen ebenfalls aus Leibeskräften dem Flüchtling entgegen, in der Hoffnung auf Schußweite zu kommen, bevor der Verfolger ihn einholte. Die Angst der Zuschauer auf dem Schiffe steigerte sich von Sekunde zu Sekunde, und Mahnungen und Ausrufe: „Lauf, lauf, es gilt dein Leben!“ oder: „Gott helf dir, armer Mann, armer Freund!“ liefen sich von allen Seiten bange vernehmen.

Jedes Auge ist mit der größten Spannung auf die gräßliche Verfolgung gerichtet. Jetzt ist der Bär nur noch wenige Schritte von seinem fliehenden Feinde entfernt, jetzt ist er ganz nahe, und schon erhebt er die gewaltige Tazel! Da kracht ein Schuß! Einer der beiden Freunde hat geschossen. Einen Augenblick hält das Thier an. Man sieht, daß der vordere Theil seiner Kinnlade herabhängt, der Schuß hat also getroffen und jedenfalls ist der Bär nicht mehr im Stande, Gebrauch zu machen von seinen Zähnen. Aber ein Schlag mit der Vorderpfote wäre hinreichend, einem Menschen das Lebenslicht auszublasen. Auf den Schuß brecht sich der Bär um und, seinen zweiten Gegner erblickend, stürzt er auf diesen zu.

Leichter athmen jetzt wieder die beklommenen Zuschauer auf dem Schiffsverdecke. Jedem fällt

es wie ein Stein vom Herzen, als er sieht, daß der Bär von seinem ermüdeten und athemlosen Gegner abläßt. Sein neuer Angreifer war mit einer Doppelflinte mit Kugelladung bewaffnet. Die Entfernung zwischen ihnen hatte sich sehr vermindert und doch ließ sich noch immer kein zweiter Schuß vernehmen. Etwa fünf und zwanzig Schritte nur ist der Bär noch von ihm entfernt und dennoch tracht das Doppelgewehr nicht. Hat es dem kühnen Manne vielleicht versagt? Nein, jetzt läßt er sich auf ein Knie nieder und zielt mit großem Bedacht. Nun endlich hört man den Schuß. Ha! das Ungethüm stürzt zusammen! Aber es erhebt sich wieder! Jetzt nähert sich ihm der dritte Offizier und schießt auch. Ein guter Schütze wahrlich! Diesmal hat der Bär sein Theil endlich bekommen, denn er stürzt zusammen, um nicht wieder aufzustehen. Als hierauf die drei Jäger sich um ihre Beute versammelten, sagte der Erste: „Ich fühle, wie mir mein Herz gegen die Rippen schlug, als wollte es ein Loch hindurch bohren, denn ich glaubte nichts anders, als daß es fertig mit mir wäre, da ich das Schnauben des gewaltigen Thieres so nahe hinter mir vernahm. Ohne deinen gutgezielten Schuß, wackerer Kamerad, würde es jetzt sehr übel mit mir stehen. Hab' herzlichen Dank!“ — Von dieser Zeit an erließ der Befehlshaber der Expeditionsflotte die strenge Ordnung, daß kein Mann allein und unbewaffnet das Schiff verlassen solle. —

Nun zur zweiten der angekündigten Geschichten.

Ein zu einem Wallfischfahrer gehörender Matrose vermaß sich einst, einen großen Polarbären anzugreifen, den er in einiger Entfernung vom Schiffe auf dem Eise erblickte. Umsonst versuchten seine Kameraden, ihn von seinem unsinnigen Vorhaben abzubringen. Er bewaffnete sich mit einer Wallfischlanze und ging auf den Bären los. Dieser aber rührte sich nicht von der Stelle, sondern wartete den Angriff ab. Als der Matrose näher kam und sah, was für ein kühnes und gewaltiges Thier er vor sich hatte, verließ den Prahlhans der Muth, und nachdem er etliche Augenblicke bewegungslos da gestanden, gab er Fersengeld wie ein rechter Hasenfuß. Mit mächtigen Sägen verfolgte ihn der Bär, worauf der „Ferschtebutz“ nacheinander seine Wallfischlanze, seine Kappe und seine Handschuhe fallen ließ, um das Thier abzuhalten von weiterer Verfolgung. Der vorwichtige Bär untersuchte die Lanze, riß die Kappe in Fetzen und wendete die Handschuhe mehrmals um. Mit dieser Beute war er jedoch nicht zufrieden und setzte daher die Verfolgung des Mariners fort, den er sicherlich ganz

zerstückt und zerrissen hätte, wenn seine Kameraden, als sie seine höchst gefährliche Lage bemerkten, ihm nicht zu Hülfe geeilt wären. Der auf den Tod erschreckte, prahlerische Bärenjäger rannte, „was gisch de, was hesch de“, seinen Gefährten entgegen, welche ihn brüderlich aufnahmen in ihre Mitte und sich dann ansickten, den Bären anzugreifen. Dieser aber war eben so klug als mutbig und tapfer, denn beim Anblick der großen Zahl seiner Gegner kehrte er ihnen den Rücken und war bald darauf ihren Augen entschwunden. —

Jetzt zur dritten, aber ganz kurzen Geschichte.

Ein Polarbär kann, selbst wenn er blind ist, sich seinen Lebensunterhalt noch verschaffen. Folgendes zum Beweis:

Eine Gesellschaft von Reisenden hatte ihr Nachtlager aufgeschlagen. Die Leute steckten sich sämmtlich in ihre Wollensäcke und kampirten unter den Wolfsfelldecken in ihrem kleinen Zelt. Plötzlich erhielt dieses einen heftigen Stoß und fiel mit Krachen auf die müden Schläfer nieder. Nachdem dieselben unter ihren Tüchern und Stangen hervorgekrochen, erblickten sie einen Eisbären, und zwar keinen kleinen, welcher ganz ohne Umstände, ohne um Erlaubniß zu fragen, die Sachen und Geräthschaften auf den umherstehenden Schlitten mit seiner zimperlichen Nase untersuchte. Sogleich kroch einer von den Reisenden wieder unter das umgestürzte Zelt, brachte eine geladene Flinte zum Vorschein, hielt sie dem unberufenen, nächtlichen Besucher vor den Kopf und streckte ihn leblos nieder. Als man den Bären untersuchte, fand man, daß er auf beiden Seiten stockblind war, und nach dem Zustande seiner Augen zu schließen, mußte er bereits seit längerer Zeit seinen Unterhalt nur mit Hülfe seines Geruchsinns gewonnen haben, denn sonst würde es ihm wahrscheinlich gar hinderlich ergangen sein; die guten Bissen hätten ihm sicher gemangelt.

#### Eine Frau für einen Krug Bier.

Vor dem Aßisengericht in Liverpool stand im vorigen Jahr Betty Warble, eine junge Frau, der Bigamie angeklagt. Die Umstände dieses Prozesses sind so seltsam, daß sie der Erwähnung werth sind. Ihr erster Gatte lebt noch und es wurde konstatiert, daß sie von diesem um einen Krug Bier an ihren zweiten Mann verhandelt worden war. Justice Denham: „Aber vor dem Polizeigericht gab sie an, daß ihr erster Gatte träge sei und nicht arbeiten wolle.“ Der Advokat: „Als sie ihn verließ nahm sie ihr Kind mit sich und er sagte, wenn sie ihm das Kind

überlassen wolle, werde er sie nicht weiter belästigen. Er hat sie daraufhin für einen Krug Bier verkauft.“ Die Gefangene: „Mit Verlaub, Ihre Gnaden, das hat er auch gethan.“ Der Richter: „Ist Jemand anwesend, der Zeugniß ablegen kann?“ „Ja, Mylord, Alice Roseby und Margaret Brown.“ Der Richter: „Man lasse Margaret Brown vortreten.“ Im Kreuzverhör gestand diese, sie sei bei der zweiten Hochzeit zugegen gewesen. Sie wußte, daß ihr erster Mann noch am Leben war, ebenso, daß er seine Frau für einen Krug Bier verkauft hatte. Der Richter: „Glaubten Sie, daß dieser Verkauf bindend sei?“ „Ja, Mylord.“ Der Richter: „Und Sie hielten es für Recht, daß sie sich wieder verehelichen könne?“ „Sie wünschte, daß ich sie weggebe, und ich that es.“ Der Richter: „Sie haben ihr geholfen, Bigamie zu begehen. Nehmen Sie sich in Acht, daß es nicht wieder vorkommt, sonst könnte es Ihnen übel ergehen.“

Die zweite Zeugin, Alice Roseby, bezeugte, daß sie gesehen habe, wie Warble ein Glas aus dem bewußten Krüge trank. Der Richter: „Mit wem wurde der Handel abgeschlossen?“ „Mit Georg Chisnel.“ Der Richter: „Ich bin nicht ganz sicher, ob Sie nicht selbst der Bigamie schuldig sind, jedenfalls der Beihilfe vor der That. Sie müssen solche Sachen nicht wieder thun. Männer haben kein Recht, ihre Frauen für einen Krug Bier oder sonst etwas zu verkaufen.“ (Gelächter.) Der nächste Zeuge war Georg Chisnel, ein Bauernlümmler, etwa 20 Jahre alt, dessen Lancashire-Dialekt dem Richter ebenso schwer verständlich war, als Jenem die elegante Sprache des Londoner Juristen. Der Richter: „Wie kam es, daß Ihr diese Frau geheirathet habt?“ Der Zeuge: „Wie kam was?“ Der Richter wiederholt die Frage. Der Zeuge (in unbeschreiblichem Dialekt): „Ich hab sie gekauft.“ Der Richter: „Ihr seid doch kein so großer Narr, zu glauben, daß Ihr eines anderen Mannes Frau kaufen könnt?“ „Ich?“ (Gelächter.) Der Richter: „Wieviel habt Ihr für dieselbe gegeben?“ „Sixpence“ (50 Pfennige). (Großes Gelächter.) Der Richter: „Ihr seid gerade so schuldig als sie. Ihr habt Euch der Beihilfe vor der That schuldig gemacht. Ihr seid selbst der Bigamie schuldig! Jede Person in diesem Prozeß ist der Bigamie schuldig! (Gelächter.) Fort mit Euch!“ Der Zeuge sprang behend die Treppe hinab, wurde aber von dem Richter sofort zurückgerufen. „Wie lange habt Ihr mit der Gefangenen zusammengelebt?“ „An die drei Jahre.“ Der Richter: „Wünscht Ihr sie wieder zu Euch zu nehmen?“ „Ja und

sie zu behalten, wenn's Ihnen beliebt." (Gelächter.) Der Richter: „Ihr braucht sie nicht zu behalten, wenn ihr nicht wollt; sie ist die Frau des Warble.“

Nach dem Plaidoyer des Advokaten der Angeklagten wurde der erste Mann citirt, allein keine Antwort war erhältlich. Der Richter schloß die Verhandlung mit folgender bezeichnenden Anekdote: „Es ist absolut nothwendig, daß ich in diesem Falle eine Strafe verhängen, um den Leuten begreiflich zu machen, daß die Männer ebenso wenig Recht haben ihre eigenen Frauen zu verkaufen, als die Frauen anderer Männer, oder als die Pferde, Kühe anderer Männer. Das ist kein gesetzlicher Handel. Es scheint mir, daß so viele unter Euch in diesem Punkt unwissend sind, daß ich eine Strafe verhängen muß, um es Euch klar zu machen. Es braucht keine lange Strafe zu sein, aber ich verurtheile Sie (zur Angeklagten) hiermit zu einer Gefängnißstrafe von — einer Woche.“ — So geschahen in Liverpool am 15. November im Jahre der Gnade 1883.

### Ghre Vater und Mutter!

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen, dem Preußenkönige, hochgeehrten Generals von Zietzen, stand auch ein Rittmeister, Namens Kurzhagen. Er war klug und tapfer und hatte gar ein kindlich Gemüth. Seine Eltern waren einfache, unbemittelte Bauersleute im Mecklenburgerland. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte dieser wackere Kriegsmann, nach dem im Jahr 1763 zu Hubertsburg geschlossenen Frieden, welcher siebenjährigen Kämpfen ein Ende machte, in dem mecklenburgischen Städtchen Parchim ein. Aus ihrem stillen Dorfe waren des Rittmeisters Eltern herbeigekommen und erwarteten ihn auf dem Marktplatz. Als der gute Sohn sie erkannte, sprang er flugs vom Pferde und schloß sie unter Freudenthränen in seine Arme. Bald darauf nahm er sie ganz zu sich. Sie aßen allezeit an seinem Tische, selbst wenn er vornehme Gäste hatte. Ein junger, aufgeblasener Offizier machte sich einst darüber lustig, in schonungsloser Weise, daß Bauern an eines Rittmeisters Tische sitzen. „Wie?“ fragte Kurzhagen in strafendem Tone, „sollte ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar achten und ehren? Bevor ich des Königs Rittmeister wurde, war ich das Kind meiner Eltern!“

Dieser Vorfall kam zur Kenntniß des bieder General's von Zietzen. Er bat sich selber, nebst einigen höheren Offizieren, bald darauf zu Gast

bei dem Rittmeister, dessen Eltern diesmal aber wünschten nicht bei Tische zu erscheinen, wegen der vornehmen Gesellschaft. Der gute Sohn willfahrte ihrem Wunsche. Als man sich an die gedeckte Tafel setzen wollte, fragte jedoch der General: „Aber, Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit Ihnen an Einem Tische?“ Der Rittmeister gerieth etwas in Verlegenheit und wußte nicht gleich, was antworten. Da suchte Zietzen die beiden Alten in ihrem Zimmer auf und führte sie freundlich lächelnd herbei. Sie mußten neben ihn sitzen und er unterhielt sich mit ihnen auf's Leutseligste. Als nun, gegen Ende der Mahlzeit, Gefundheiten ausgebracht wurden, erhob der General sein Glas und sprach: „Meine Herren insgesammt, es gilt dem Wohlergehen dieser braven, würdigen Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der's beweist, daß ein dankbares Kind mehr werth ist als ein hochmüthiger Rittmeister! Sie leben hoch, dreimal hoch!“

Einige Tage später fand General von Zietzen Gelegenheit, seinem Könige, dem alten Fritz, von der kindlichen Achtung und Liebe zu erzählen, welche der tapferere Rittmeister seinen alten Eltern erwies, was den berühmten Preußenkönig sehr freute. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, ward er zur königlichen Tafel eingeladen. Friedrich II. empfing ihn äußerst huldvoll und, um ihn auf die Probe zu stellen, fragte er ganz beiläufig: „Hör' Er, Rittmeister, von welchem Haupe stammt Er denn eigentlich? Wer sind Seine Eltern?“

„Ew. Majestät“, antwortete Kurzhagen offenerzig, ohne die geringste Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte und meine Eltern sind Bauersleute mit denen ich das Glück theile, was ich Ew. Majestät verdanke.“

„Recht so!“ sprach der König erfreut: „Wer seine Eltern liebt und achtet, der ist ein ehrenwerther Mann; wer sie aber geringschätzt, verdient nicht geboren zu sein. Recht so!“

### Die Macht des Gesanges.

Musikenthusiast (zu seinem Freunde): Deine Frau singt? — Ehemann: Allerdings, und ich bin immer sehr froh, wenn sie es thut. — Musikenthusiast: Sehr begreiflich. Die Musik ist eine göttliche Kunst, und Shakespeare hat Recht, wenn er sagt, daß der Mensch, der keine Musik in seiner Seele hat, zu allem Schändlichen fähig sei. — Ehemann (trocken): Ja, weißt Du, es ist weniger der Kunst halber, aber wenn meine Frau singt, dann kann sie — nicht sprechen.

## Wie Carolus Magnus schreiben lernte.

Regierte von 768 bis 814.

(Kinderliedchen.)

Als Kaiser Karl zu Jahren kam und war der Große  
worden,  
Und streckte seinen Scepter aus nach Süden und nach  
Norden,  
Da gab es in sein weites Reich wohl auszuschreiben viel,  
Doch, der den Scepter kräftig hält, führt schwach den  
Gänjekiel.

Er lernte zwar, als Jüngling einst, gar wilde Rosse  
reiten,  
Zu schwimmen durch den raschen Strom, mit Schwert  
und Speer zu streiten;  
Noch ist dem Mann kein Hengst zu wild und auch kein  
Fluß zu tief;  
Nur etwas fällt dem Helden schwer: Zu schreiben  
einen Brief.

Drum gehet Kaiser Karol noch beim Schreiber in die  
Schule,  
Quält mit dem ABC sich ab, führt Stift und Feder-  
spule;  
Doch scheint der schwertgewohnten Hand der leichte  
Kiel zu schwer;  
Es heißt: Was Häschen nicht gelernt, das lernt der  
Hans nicht mehr!

Nun, alter Kaiser, tröste dich: Kannst du nur schlecht  
ihn schreiben,  
Dein Name wird in Stadt und Land wohl ange-  
schrieben bleiben;  
Du schreibst ihn mit dem scharfen Schwert in Erz und  
Marmelstein,  
Du schreibst mit deinen Thaten ihn in's Buch der Zei-  
ten ein! . . .

Ihr aber, Kinder, werdet nicht mit Blut und Eisen  
schreiben,  
Drum sollt ihr eure Schreibekunst mit Dinte, Feder  
treiben;  
Ihr grabet eure Namen nicht in Erz und Marmorstein,  
Schreibt darum eure Lektion in's Schulheft lauber ein.

Doch, ist der letzte Punkt gemacht, so legt abseits die  
Schriften,  
Und springt hinaus in Flur und Wald, die Brust euch  
auszulüften,  
Und streckt die Glieder, schwimmt und ringt, wie  
Junger Karl gethan,  
Das steht der muntern Jugend wohl und schützt den  
Biedermann!

Dem junggewohnt ist altgethan, das Bäumchen muß  
man giegen;  
Der alte Baum, der harte Stamm, mag sich halt  
nimmer schmiegen;  
Dies lernt vom alten Kaiser Karl: ihm ward das  
Schreiben schwer,  
Denn was jung Häschen nicht gelernt, das lernt der  
Hans nicht mehr!

## Armer Mond!

An einem freundlichen, kühlen Sommerabend  
bei begonnener Dämmerung, ging eine gute,  
zärtliche Mutter mit ihrem dreijährigen Söhn-  
lein noch vor dem Hause auf dem freien Plage  
spazieren. Der Vollmond war hinter dem dun-  
keln Schwarzwald hervorgekommen, einem gro-  
ßen, erleuchteten Luftballon gleich, und strahlte  
nun in voller Pracht und Herrlichkeit hernieder  
vom hohen Himmelsgewölbe, an dem die fun-  
kelnden Sterne nur spärlich noch sichtbar waren,  
daher der Mond mit seinen wunderbaren  
Flecken fast wie vereinsamt seine vorgeschriebene  
Bahn stille dahinzog.

„Siehst du, Frigel,“ fragte die Mutter, indem  
sie das Knäblein auf den Arm nahm, „dort oben  
den schönen Mond, wie er so hellstrahlend vom  
Himmel herabschaut?“ — „Ja, Mama, ich sehe  
ihn wohl, den armen Mond,“ meinte der Kleine  
ganz traurig, „aber er dauert mich recht!“

„So, so, ei warum denn?“ forschte die Mut-  
ter, und Frigel, voll kindlicher Einfalt, schlang  
seine Aermlein um ihren Hals, drückte sie fest  
und herzlich und sagte: „Weil er so ganz einsam  
und alleine dort oben sein muß und nicht, wie ich,  
ein liebes Mütterchen bei sich hat!“

## Ein Meisterschuß.

Wohl allgemein bekannt in Straßburg ist  
der ziemlich hohe, mit Fenstern versehene, vier-  
eckige Thurm beim Metzgergießen und hart neben  
dem Bürgerspital. Diesen Thurm, noch aus den  
Zeiten der alten freien Reichsstadt stammend,  
deren frühere Thurmthore heute sämmtlich ver-  
schwunden sind, hat eine gewölbte Durchfahrt  
und ganz zu oberst eine Art Buginsland, fast in  
der Form eines großen Bienenkorbs, was ziem-  
lich sonderbar aussieht. Vor langen Jahren  
diente dieser höchste Punkt des Thurmes als  
Sternwarte oder, gelehrter gesprochen, als Ob-  
servatorium für die Astronomen, „b'Sterne-  
ghöcker“ wie man in Straßburg sagt, welche dort  
oben, in stiller, heller Nacht, ihre gelehrten For-  
schungen und Beobachtungen am weiten Him-  
melszelt machten, daher heute noch der Thurm,  
von dem wir reden, im Volksmund der „Kalender-  
thurm“, heißt, weil dort die Sonnen- und Mond-  
finsternisse, welche der Kalender alljährlich ver-  
künden soll, auf's Haar ausgerechnet wurden,  
was ein schlichter unstudirter Kalendermann  
nicht zuwege bringen könnte.

So, nun wäre der Bote fertig mit seinem et-  
was langen Präambulum zu dem Stücklein das  
noch nachkommen soll.

Nach der Rückkehr der geflüchteten Bourbo-

nen, Anno 1815, als Ludwig XVIII auf Frankreichs Königssthron saß, lag während etlicher Jahre zeitweilig ein angeworbene, rothuniformirtes Schweizerregiment zu Straßburg in Garnison. Da geschah's einmal, daß die kriegerischen Söhne Helvetiens den Wachtposten am Spitalthor hatten, durch welches eben der Weg hinausführt in's schöne, freie Schweizerland. Von diesem Posten aus wurden die Schildwachen auf den alten häumebepflanzten Wall gestellt und alle zwei Stunden wieder vorschrittsmäßig abgelöst. Da stand denn auch ein junger, schmucker Alpensohn, der kürzlich erst zum Regiment gekommen, Schildwache in der Nähe des Kalenderthurms. Längst schon hatten die Münsterwächter die Zehnerglocke geläutet und ringsum herrschte tiefe Stille. Am wolkenlosen Himmel prangten unzählige Sterne in ihrem schönsten Glanze. Als nun der Kriegsmann, das Gewehr, oder wie bisweilen zum Spaß gesagt wird, den „Schießkrügel“, im Arm, vor seinem Schilderbänschen auf und ab ging und Heilmathsgedanken hegte, vernahm er ein kleines Geräusch, das broben vom Thurme kam. Ganz verwundert schaut er auf und bemerkt ein Rohr, welches immer länger und länger wird und himmelwärts sich richtet. Ein Sternengyckler hat nämlich vor, die leuchtenden Gestirne mittelst seines Fernrohrs, oder Teleskops, zu betrachten.

„Na“, meint der Schweizer, „was soll denn das Spuckrohr“ — im Elsaß sagt man „Bloosrohr“ — „dort oben bedeuten? Will einer in den Himmel schießen?“

Er schaut und spekulirt, halb auf das Rohr, halb auf die Sterne. Plötzlich stürzt eine Sternschnuppe glitzernd vom Himmel herab. „Krütz, Hagel un Donner!“ ruft die erstaunte Schildwache. „Do schießt einer mit sym Spuckrohr d' Sterne vom Himmel abi! Der kann's!“

#### Messermessergespräch.

Zwei gute Bekannte, welche die Gewohnheit hatten sich selbst zu rasiren, was für den flinken Barbier just kein Nutzen ist, kamen miteinander in's Gespräch wegen der besten Art das Messer abzuziehen, damit es einen feinen und zarten Schnitt erhalte.

„Ich möchte nur wissen wie du's machst“, sagte der eine, „daß du fast immer deinen Bart so glatt und sauber wegbringst und höchst selten Blut dabei vergießest, was bei mir leider nicht der Fall ist.“ — „Das kommt daher“, belehrte der andere mit schelmischem Lächeln, „daß, wenn ich ein Messer gehörig auf dem Streichleber abgezogen habe, ich damit schließlich noch ganz leicht

über eine Eselshaut fahre; dann ist's Nummer eins!

Höchlichst verwundert rief der Frager: „Aber eine Eselshaut! Ja, wo bringt man die gleich her?“ — „Auf ganz einfache und wohlfeile Weise,“ lautete die Antwort: „zu guter Letzt zieht man das Messer auf der flachen Hand ab. Nach's auch so und du wirst finden, daß mein Mittel probatum ist. Nix für unguet!“

#### Gingefandtes.

Im Laufe des Zännermonats 1884 kam dem Boten ein Brief aus dem Ober-Elsaß zu, von einem oder einer Ungenannten, der, oder die ihn bat, folgendes Stücklein in den neuen Kalender zu setzen, welches durchaus wahr sein soll. Der Korrespondent, oder die Korrespondentin, hat nun das Wort: Vor drei Tagen hat sich das, was ich dem Hinkenden Boten erzählen will, bei uns zugetragen. Ein 16jähriges, hochgewachsenes Mädchen, ich will's kurzweg D. B. benamen, hat den Hühnerhof, sämmtliche Hühner, nebst dem Hahn, mit inbegriffen, zu besorgen: nähen, stricken und flicken kann die Magd bis dato noch nicht, doch die Pflege des Federviehs versteht sie aus dem Fundament.

Vor wenigen Tagen nun beklagte sie sich bei der Meistlerin, der Frau des Hauses, daß das Lumpenvieh, die Hühner nämlich, immer über die Latten flögen in des Nachbars Hof, und erhielt von derselben den klugen Rath: „Stutze sie, dann wird's nicht mehr geschehen“. Gesagt, gethan und damit gut!

Als aber die Herrin zwei Tage darauf fragte: „Fliegen deine Hühner noch immer fort?“ erhielt sie lachend die freudige Antwort: „Nä, nä, Frau Meistere, sie thuen's nimmeh, un diß us're guete Ursach, denn i habb ne de Waddel abg'schnitte!“

#### Gewissensfrage.

Dame: Ist es Sünde, Herr Sanitätsrath, daß ich Vergnügen daran finde, wenn die Herren mir erzählen, daß ich schön bin? Sanitätsrath: Es ist immer Sünde, Vergnügen an der Unwahrheit zu finden.

#### Kindermund.

Der kleine Oskar schreit; die Mutter fragt: „Was fehlt Dir? Willst Du essen?“ — „Nein!“ — „Trinken?“ — „Nein!“ — Nun, was willst Du denn?“ — „Schreien!“

#### Monolog eines Trinkers.

Ein sonderbares Thier, das Kameel. Es kann sieben Tage arbeiten, ohne zu trinken. Bei mir ist's gerabe umgekehrt. Ich könnte sieben Tage trinken ohne zu arbeiten.

Nummer  
: Ueber  
ie gleich  
wohlfeile  
legt zieht  
und ab.  
as mein

am dem  
zu, von  
r die ihn  
Kalender  
oll. Der  
tin, hat  
sich das,  
will, bei  
ewachse-  
benom-  
Hühner,  
erfragen:  
lagd bis  
berviehs

ich bei  
das das  
ner über  
hof, und  
Stube  
Gesagt,

fragte:  
"erhielt  
nd, Frau  
re quete  
chnitte!"

Störath,  
e Herren  
Störath:  
der Un-

er fragt:  
"Nein!"  
an, wa

Es kann  
Bei mir  
en Tage



Die Beschießung von Su-Tschu.

## Die Beschlezung von Fu-Tschen.

(Mit einer großen Abbildung.)

Wir haben unsern Bericht über den Streit zwischen China und Frankreich mit der Beschlezung von Keluz beendet. Seither haben die Franzosen eine weitere große Kriegthat ausgeführt. Sie haben nämlich die Stromengen des Kinflusses, welche von den Chinesen gut besetzt und mit weittragenden Geschützen versehen waren, bezwungen und sind den Min hinauf bis vor das große chinesische Fort und Arsenal von Fu-Tschen gefahren und haben dasselbe nach heftiger Gegenwehr der Chinesen zerstört und den Söhnen des himmlischen Reiches große Verluste an Mannschaften beigebracht. Die Chinesen wehrten sich nach Kräften, allein die Batterien des Admirals Courbet brachten ihre Kruppkanonen, sowohl als ihre langen schweren glatten Geschütze zum Schweigen. Der Verlust der Franzosen nach diesen Seegefechten, welche von deutschen Blättern der Einfahrt des Admirals Ferragut in den Mississippi bei New-Orleans im amerikanischen Sonderbundskriege gleichgestellt und als eine wirkliche Heldenthat bezeichnet wird, waren ganz unbedeutend.

## Ein ertragreiches Gewächs.

(Zuerst.)

Eigentlich nur ein Wortspiel, doch steckt eine gute Lehre darin. Eine gewisse Zeitung, die sich mit aderbauischen Fragen und Rathschlägen befaßt, empfiehlt den Landleuten, als ganz besonders einträglich und lohnend, die Spargel der Verwendung. Dies ist in der That ein nützlich, zinstragendes Gewächs, wenn man die drei Wörter zusammenzieht in ein einziges Wort, also daß Spargelbervwendung daraus wird. Sagt, ist nicht der Rothspennig manches Bejahrten, mancher im Greisenalter stehenden Bäuerin, weit besser und sicherer in der Spargelgebegeben und aufgehoben, als im Strohsack, im Rückenhafen oder in einem alten oft sogar verlöchernten Strumpfe?

## In der Rechenstunde.

Lehrer: „Wir wollen jetzt aus dem Kopf rechnen; laßt hören, wie weit ihr im Abziehen oder Subtrahiren voran seid. Du dort, Velten, ich setze den Fall, du hättest zwei Duzend Aepfel, also 24, und würdest 11 davon essen, was hast du dann?“

Velten, rasch besonnen: „Bauchweh, Herr Lehrer!“

## Alle guten Dinge sind drei.

(Zuerst.)

Ein fliegender Buchhändler, nämlich ein Kalendermann, kam in ein Wirthshaus im badischen Unterlande und nöthigte dem Wirth einen Kalender auf, und zwar zu 50 Pf. Der eben nicht ganz gut gelaunte Mann warf unwillig das billverreiche Buch in das Wandkästel und ein Fünzigpfennigstück auf den Tisch. Bald aber gewann sein Aerger die Oberhand, er wurde, wie man zu sagen pflegt, fuchswild, so leicht und unbedacht nachgegeben zu haben und stürzte darum ingrimmig in den Hof hinaus, um den zu bringlichen Verkäufer nicht mehr vor Augen zu haben. Gleich darauf kam die Frau Wirthin aus der Küche herein in die Stube, um darin, weil sie ihren Mann im Hofe gesehen, treulich, wie sich's ziemt, ihres Amtes zu warten. Freund Schlaumeier, so heißt der Kalenderhändler, trat ihr entgegen und überreichte sie, ihr Gatte hätte soeben einen Kalender bei ihm bestellt. Gut so. Ein zweites Exemplar wurde nun, halbedrlich, abgesetzt und der verschämte Kolporteur nahm Reißaus, bevor die überlistete Wirthin ihrem gestrengen Eheherrn den Kalender vorzeigen konnte. Jetzt kam wieder aus dem Hof herein, erfuhr das Vorgefallene und — ein heftiges Kumpelwetter brach los! Die überlisteten, arg über den Pöffel barbierten Geleute schickten den Hausknecht, „was gisch de, was hech de“, dem durchtriebenen Buchhändler nach in's Dorf, mit der dringenden Weisung, denselben augenblicklich zurückzurufen, ohne ihm jedoch im Eifer zu sagen, warum. Der etwas hornirte Hans spurrte wie's Wetter durch die breite Dorfstraße, spekulierte nach dem Gesuchten und traf ihn aber erst an der hart am Dorfe gelegenen Eisenbahnstation, wo der Zug bald anhalten sollte. Der Pöfist, der ertappte Schlaumeier, schmeckte gleich den Braten, wußte sich jedoch, schnell bedacht, durch einen Staatsstreich aus der fatalen Klemme zu ziehen. „Soll nochmals in's Wirthshaus kommen?“ fragte er den Hans. „Ner's schon! Der Herr Wirth hätte auch gern solch einen schönen Kalender, aber um einen allein kann ich doch nicht den Zug verfehlen. Wißt Ihr was, guter Freund, legt 50 Pf. für Euern Herrn aus; Ihr habt ja doch so viel im Bentele, und bringt ihm dieses ganz schöne und frische Exemplar. Gewiß, er wird seine Freude d'ran haben und die Wirthin auch! — Und so geschah's. Der Zug brauste heran, der listige Kolporteur stieg ein und der allzu leichtgläubige Hans trollte, nichts Böses ahnend, fort mit dem gekauften Kalender, dem Dritten im Bunde.“

wie's in der allbekannten Bürgerschaft von Schiller heißt.

Welch unliebsamer Empfang dem übertölpeltem Vorkäufer dabei von Seiten seiner erbosteten Herrschaft zu Theil ward, kann der geneigte Kalenderleser sich leicht denken.

## Der Klugste gibt nach.

Zwei Männer waren in einer Gesellschaft mit harten und hitzigen Worten scharf aneinander gerathen. Auf guter Leute, Freunde der Eintracht und des Friedens, dringliches Zusprechen, war der Eine gewichen und hatte dem Andern das Poltern, Fluchen und Schimpfen allein überlassen; doch war ihm hernach diese Nachgiebigkeit fast leid, weil er meinte, daß ihm dies von den Anwesenden beim Wortstreit als Feigheit und Zaghaftigkeit gedeutet und daß Jener dadurch bewogen werden könnte, ihn noch oft zu beschimpfen, da's ihm heute so glatt und frei vorüber gegangen sei. Ein frommer, friedliebender Greis, Namens Gottbold, dem der Nachgiebigkeit sein Bedenken wegen seines veröhnlichen Verhaltens bei dem stattgehabten Wortwechsel fast klagend mittheilte, belehrte ihn eines Besseren, indem er sagte: „Lieber, wenn Ihr einen Verg hinansteigen wölltet und es würde Euch ein großer Stein oder Klotz entgegen gerollt, könntet Ihr es wohl auch für feig und schimpflich achten, beiseit zu treten und denselben vorbei poltern zu lassen? Nun, was ist denn Schimpfliches daran, wenn man einem Menschen, welchen der Trunt und Jörn in's Rollen und Poltern gebracht hat, ausweicht und ihn walten läßt, bis er sich besinnet und sein erregtes Gemüth Ruhe findet in der Neue? Wer seinen Willen bricht und nachgibt, der ist im Hinaussteigen, wer sich aber von seinen Begierden und seinem Jörn bemeistern läßt, der ist im Fallen begriffen.“

## In der Gesangstunde.

Der alte, nur wenige Zeilen enthaltende Liedervers nach eigener Melodie, in welchem das bekannte hebräische Jubelwort „Hosianna“ fünfmal vorkommt, wurde neulich in einer hiesigen Mädchenschule gesungen. Die sechsjährige Bertha, sonst ein recht freundliches und gelehriges Töchterlein, machte, während des Singens, ein ziemlich trübes und ernsthaftes Gesicht und auf Befragen der Lehrerin, die solches wahrnahm, warum es denn bei dem schönen und heitern Gesang so finster und verdrießlich drein schaute, gab das Mägdelein die ganz ernsthafte Antwort: „Do müen m'r allewohl nur Hosianna singen, könnnt m'r denn nit au emol Hosi Bertha segen? S'isch doch au a schönere Namme!“

## Heimkehr in's Vaterhaus.

(Mit einer Abbildung.)

Der liebe, von der frühlichen Kinderwelt so sehnlich erwartete Christabend war endlich angebrochen, und der Vichtein heller Schimmer an den Tannenbäumen sang an, die zur Beförderung bestimmten wohlhlichen Räume mild zu erleuchten. Besonders glänzend sah in der alten großen Handelsstadt Hamburg an dem schiffbaren Elbstrom eine Straße aus, in welcher vorzugsweise reiche Kaufleutesfamilien wohnten. Durch die hohen Spiegelfenster der prachtvollen, palastähnlichen Häuser warfen die angezündeten Weihnachtsbäume ihren strahlenden Glanz hinaus in die dunkle Winternacht. Wer an jenem Abende durch diese Straße zog, mußte eine Ahnung bekommen von dem Reichthum der glücklichen Bewohner der stattlichen Gebäude und von den herrlichen Gaben, die drinnen auf dem Bescherungstische lagen. Ein einziges Haus nur sah ziemlich dunkel und düster aus. Die wenigen erleuchteten Fenster dieses Hauses bewiesen, daß in den Stuben nur hier und da eine Lampe brannte, wie an einem gewöhnlichen Abende. Kein Schimmer des grünen Weihnachtsbaumes war zu sehen, kein froher Weihnachtsjubel zu hören! Das Haus gehörte dem Kaufmann Bromme, wohl einem der reichsten Bürger Hamburgs. Er bewohnte das weitläufige, prachtvolle Gebäude mit seiner Gattin und seiner Dienerschaft. In dem fast fürstlichen Bau jedoch waltete und herrschte ein gar trübseliger Geist. Des reichen Mannes Blick war finster, sein Gang gebeugt, sein Antlitz zeigte nicht die geringste Spur des Lächelns und der Freude. Auch seine Gattin war nicht heiter gestimmt; ihr vor der Zeit gebleichtes Haar und ihr faltentreiches Angesicht verkündeten die schwere Trauer, den Gram und den Kummer eines betrübten Mutterherzens. Kaufmann Bromme und seine Frau standen allein und kinderlos in der Welt. Niemals süßten sie ihre Einsamkeit schwerer und drückender als am Christabend, da sonst in den Häusern, auch in den geringsten, gewöhnlich Jubel und Freude herrschen bei Jung und Alt! Es war freilich einst ganz anders gewesen in diesem jetzt so vereinsamten Hause. Des Vaters und der Mutter Augen hatten mit Stolz und Wohlgefallen auf den lieblichen Knaben geblickt, der, wie sie wünschten und hofften, zu ihrer Freude heranwachsen werde. Doch, je älter der Sohn wurde, desto mehr trat der Zwiespalt, welcher zwischen ihm und dem Vater frühe schon eine Scheidewand zog, in trauriger Weise hervor. Herr Bromme war ein ernster und gewissen-

hafter D  
Sorgen  
schäftes  
Treue un  
Angestell  
dolp so  
die Geb  
sollten.  
sprüche d  
Vater w  
hingegen  
Jünglin  
sörmiger  
lichen G  
wie mög  
seligkeit  
heit und  
lungen.  
schäft gl  
unorden  
Er schl  
beit und  
Haufe.  
der bes  
richten  
entartet  
welche  
jungen  
ihn im  
verm  
fort un  
zwischen  
halten,  
lange o  
beider  
denklich  
wie er  
jährig  
guten  
bedeck  
streng  
blendu  
Freud  
also a  
längst  
bruch  
dolp  
bliden  
Brom  
licher  
An je  
ben  
säum  
ihn er  
getom

## Die Beschließung von Fu-Tschou.

(Mit einer großen Abbildung.)

Wir haben unsern Bericht über den Streit zwischen China und Frankreich mit der Beschließung von Kelung beendigt. Seither haben die Franzosen eine weitere große Kriegsthät ausgeführt. Sie haben nämlich die Stromengen des Winflusses, welche von den Chinesen gut besetzt und mit weittragenden Geschützen versehen waren, bezwungen und sind den Win hinauf bis vor das große chinesische Fort und Arsenal von Fu-Tschou gefahren und haben dasselbe nach heftiger Gegenwehr der Chinesen zerstört und den Söhnen des himmlischen Reiches große Verluste an Mannschaften beigebracht. Die Chinesen wehrten sich nach Kräften, allein die Batterien des Admirals Courbet brachten ihre Kruppkanonen, sowohl als ihre langen schweren glatten Geschütze zum Schweigen. Der Verlust der Franzosen nach diesen Seegefechten, welche von deutschen Blättern der Einfahrt des Admirals Ferragut in den Mississippi bei New-Orleans im amerikanischen Sonderbundskriege gleichgestellt und als eine wirkliche Heldenthat bezeichnet wird, waren ganz unbedeutend.

## Ein ertragreiches Gewächs.

(Zugesandt.)

Eigentlich nur ein Wortspiel, doch steckt eine gute Lehre darin. Eine gewisse Zeitung, die sich mit ackerbaulichen Fragen und Rathschlägen befaßt, empfiehlt den Landleuten, als ganz besonders einträglich und lohnend, die Spargel der Verwendung. Dies ist in der That ein nützlich, zinstragendes Gewächs, wenn man die drei Wörter zusammenzieht in ein einziges Wort, also daß Spargel der Verwendung daraus wird. Sagt, ist nicht der Nothpfeffer manches Bejahrten, mancher im Greisenalter stehenden Bäuerin, weit besser und sicherer in der Spargelasse geborgen und aufgehoben, als im Strohsack, im Küchhafen oder in einem alten oft sogar verlöchernten Strumpfe?

## In der Rechenstunde.

Lehrer: „Wir wollen jetzt aus dem Kopf rechnen; laßt hören, wie weit ihr im Abziehen oder Subtrahiren voran seid. Du dort, Belten, ich setze den Fall, du hättest zwei Duzend Äpfel, also 24, und würdest 11 davon essen, was hast du dann?“

Belten, rasch besonnen: „Dauchweh, Herr Lehrer!“

## Aller guten Dinge sind drei.

(Freundschaft.)

Ein fliegender Buchhändler, nämlich ein Kalendermann, kam in ein Wirthshaus im babilonischen Unterlande und nöthigte dem Wirth einen Kalender auf, und zwar zu 50 Pf. Der eben nicht ganz gut gelaunte Mann warf unwillig das silberreiche Buch in das Wandkästel und ein Fünzigpfennigstück auf den Tisch. Bald aber gewann sein Aerger die Oberhand, er wurde, wie man zu sagen pflegt, fuchswild, so leicht und unbedacht nachgegeben zu haben und stürzte darum ingrinnig in den Hof hinaus, um den zudringlichen Verkäufer nicht mehr vor Augen zu haben. Gleich darauf kam die Frau Wirthin aus der Küche herein in die Stube, um darin, weil sie ihren Mann im Hofe gesehen, treulich, wie sich's ziemt, ihres Amtes zu warten. Freund Schlaumeier, so heißt der Kalenderhändler, trat ihr entgegen und überredete sie, ihr Gatte hätte soeben einen Kalender bei ihm bestellt. Gut so. Ein zweites Exemplar wurde nun, halbebritsch, abgesetzt und der verschämigte Kolporteur nahm Reißaus, bevor die überlistete Wirthin ihrem gestrengen Eheherrn den Kalender vorgeigen konnte. Jetzt kam dieser wieder aus dem Hof herein, erfuhr das Vorgefallene und — ein heftiges Kumpelwetter brach los! Die überlisteten, arg über den Köffel barbierten Eheleute schickten den Hausknecht, „was gisch de, was heisch de“, dem durchtriebenen Bücherhändler nach in's Dorf, mit der dringenden Weisung, denselben augenblicklich zurückzurufen, ohne ihm jedoch im Eifer zu sagen, warum. Der etwas bornirte Hans spürte wie's Wetter durch die breite Dorfstraße, spekulirte nach dem Gefuchten und traf ihn aber erst an der hart am Dorfe gelegenen Eisenbahnstation, wo der Zug bald anhalten sollte. Der Pfiffikus, der ertappte Schlaumeier, schmeckte gleich den Vratzen, wußte sich jedoch, schnell bedacht, durch einen Staatsstreich aus der fatalen Klemme zu ziehen. „Soll nochmals in's Wirthshaus kommen?“ fragte er den Hans. „Merks schon! Der Herr Wirth hätte auch gern solch einen schönen Kalender, aber um einen allein kann ich doch nicht den Zug verfehlen. Wißt Ihr was, guter Freund, legt 50 Pf. für Euern Herrn aus; Ihr habt ja doch so viel imbeutel, und bringt ihm dieses ganz schöne und frische Exemplar. Gewiß, er wird seine Freude d'ran haben und die Wirthin auch! — Und so geschah's. Der Zug brauste heran, der listige Kolporteur stieg ein und der allzu leichtgläubige Hans trollte, nichts Böses ahnend, fort mit dem gekauften Kalender, „dem Dritten im Bunde“.

wie's in  
ler heiß  
Welch  
tem Bot  
kosten  
neigte &

Zwei  
harten u  
rathen.  
und des  
Eine ger  
Fluden  
war ihr  
weil er  
beim W  
gedeutet  
könnte,  
heute so  
fromme  
hold, d  
gehabter  
lehrtel  
wenn I  
es würd  
gegen g  
und sch  
selben  
denn e  
Mensch  
Rollen  
ihn wal  
regtes  
seinen  
Hinauf  
den und  
Fallen

Der  
Lieder  
das bel  
fünfma  
figen W  
Vertha  
riges D  
ein ziem  
auf Be  
nahm,  
tern G  
schaue,  
Antwort  
Anna  
Berth

wie's in der allbekannten Bürgerschaft von Schiller heißt.

Welch unliebsamer Empfang dem übertölpeltem Bottschafter daheim von Seiten seiner erbosten Herrschaft zu Theil ward, kann der geneigte Kalenderleser sich leicht denken.

#### Der Klügste gibt nach.

Zwei Männer waren in einer Gesellschaft mit harten und hitzigen Worten scharf aneinander gerathen. Auf guter Leute, Freunde der Eintracht und des Friedens, dringliches Zusprechen, war der Eine gewichen und hatte dem Andern das Poltern, Fluchen und Schimpfen allein überlassen; doch war ihm hernach diese Nachgiebigkeit fast leid, weil er meinte, daß ihm dies von den Anwesenden beim Wortfret als Feigheit und Zaghaftigkeit gedeutet und daß Jener dadurch bezogen werden könnte, ihn noch oft zu beschimpfen, da's ihm heute so glatt und frei vorüber gegangen sei. Ein frommer, friedliebender Greis, Namens Gottlieb, dem der Nachgiebigkeit sein Bedenken wegen seines versöhnlichen Verhaltens bei dem stattgehabten Wortwechsel fast klagend mittheilte, belehrte ihn eines Bessern, indem er sagte: „Lieber, wenn Ihr einen Berg hinansteiigen wolltet und es würde Euch ein großer Stein oder Klotz entgegen gerollet, könntet Ihr es wohl auch für feig und schimpflich achten, beiseit zu treten und denselben vorbei poltern zu lassen? Nun, was ist denn Schimpfliches daran, wenn man einem Menschen, welchen der Trunk und Zorn in's Rollen und Poltern gebracht hat, ausweicht und ihn walten läßt, bis er sich besinnet und sein erregtes Gemüth Ruhe findet in der Reue? Wer seinen Willen bricht und nachgibt, der ist im Hinaufsteigen, wer sich aber von seinen Begierden und seinem Zorn bemeistern läßt, der ist im Fallen begriffen.“

#### In der Gesangstunde.

Der alte, nur wenige Zeilen enthaltende Liedervers nach eigener Melodie, in welchem das bekannte hebräische Jubelwort „Hosianna“ fünfmal vorkommt, wurde neulich in einer hiesigen Mädchenschule gesungen. Die sechsjährige Bertha, sonst ein recht freundliches und gelehriges Töchterlein, machte, während des Singens, ein ziemlich trübes und ernsthaftes Gesicht und auf Befragen der Lehrerin, die solches wahrnahm, warum es denn bei dem schönen und heitern Gesang so finster und verdrießlich dreinschaue, gab das Mägdelein die ganz ernsthafte Antwort: „Do mühen m'r allewhl nurr Hosianna singe, köennt m'r denn nit au emol Hosianna seze? S'isch doch au e schöener Name!“

#### Heimkehr in's Vaterhaus.

(Mit einer Abbildung.)

Der liebe, von der frühlichen Kinderwelt so sehnlich erwartete Christabend war endlich angebrochen, und der Lichtlein heller Schimmer an den Tannenbäumen fing an, die zur Bescherung bestimmten wohllichen Räume mild zu erleuchten. Besonders glänzend sah in der alten großen Handelsstadt Hamburg an dem schiffbaren Elbstrom eine Straße aus, in welcher vorzugsweise reiche Kaufleutesfamilien wohnten. Durch die hohen Spiegelfenster der prachtvollen, palastähnlichen Häuser warfen die angezündeten Weihnachtsbäume ihren strahlenden Glanz hinaus in die dunkle Winternacht. Wer an jenem Abende durch diese Straße zog, mußte eine Ahnung bekommen von dem Reichthum der glücklichen Bewohner der stattlichen Gebäude und von den herrlichen Gaben, die drinnen auf dem Bescherungstische lagen. Ein einziges Haus nur sah ziemlich dunkel und düster aus. Die wenigen erleuchteten Fenster dieses Hauses bewiesen, daß in den Stuben nur hier und da eine Lampe brannte, wie an einem gewöhnlichen Abende. Kein Schimmer des grünen Weihnachtsbaumes war zu sehen, kein froher Weihnachtsjubel zu hören! Das Haus gehörte dem Kaufmann Bromme, wohl einem der reichsten Bürger Hamburgs. Er bewohnte das weitläufige, prachtvolle Gebäude mit seiner Gattin und seiner Dienerschaft. In dem fast fürstlichen Bau jedoch waltete und herrschte ein gar trübseliger Geist. Des reichen Mannes Blick war finster, sein Gang gebeugt, sein Antlitz zeigte nicht die geringste Spur des Lächelns und der Freude. Auch seine Gattin war nicht heiter gestimmt; ihr vor der Zeit gebleichetes Haar und ihr faltenreiches Angesicht verkündeten die schwere Trauer, den Gram und den Kummer eines betrübten Mutterherzens. Kaufmann Bromme und seine Frau standen allein und kinderlos in der Welt. Niemals fühlten sie ihre Einsamkeit schwerer und drückender als am Christabend, da sonst in den Häusern, auch in den geringsten, gewöhnlich Jubel und Freude herrschen bei Jung und Alt!

Es war freilich einst ganz anders gewesen in diesem jetzt so vereinsamen Hause. Des Vaters und der Mutter Augen hatten mit Stolz und Wohlgefallen auf den lieblichen Knaben geblickt, der, wie sie wünschten und hofften, zu ihrer Freude heranwachsen werde. Doch, je älter der Sohn wurde, desto mehr trat der Zwiespalt, welcher zwischen ihm und dem Vater frühe schon eine Scheidewand zog, in trauriger Weise hervor. Herr Bromme war ein ernsther und gewissen-

hafter Mann, welcher sich den Arbeiten und Sorgen seines weitausgebehnten Handelsgeschäftes mit großem Fleiße und in hingebender Treue unterzog und solches aber auch von seinem Angestellten, vor allem von seinem Sohne Rudolph forberte, auf den einmal der Glanz und die Ehre des weitbekannten Hauses übergehen sollten. Für des Lebens eitle Freuden und die Anbrüche der sorgenlosen Jugend, hatte der strenge Vater weder Sinn noch Verstandniß. Rudolph hingegen war ein leichtsinniger und leichtlebiger Jüngling, der wenig Behagen fand an den einsörmigen Arbeiten und Schreibereien am väterlichen Geschäftspult, und sich denselben so viel wie möglich zu entziehen suchte. Diese Saumseligkeit schon erregte des Vaters Unzufriedenheit und veranlaßte ihn zu ernstlichen Vorstellungen. Dazu kam noch, daß Rudolph in Gesellschaft gleichgesinnter Altersgenossen ein ziemlich unordentliches und ausschweifendes Leben führte. Er fehlte oft während ganzer Tage bei der Arbeit und kam sogar in mancher Nacht nicht nach Hause. Von theilnehmenden Freunden erfuhr der besorgte Vater oftmals betrübende Nachrichten über das tolle Leben und Treiben seines entarteten Sohnes. Die bedeutenden Summen, welche er auf eingelaufene Rechnungen für den jungen Verschwenker bezahlen mußte, erbitterten ihn immer mehr und mehr. Mit begütigenden, vermittelnden Worten hatte es die sanfte Mutter fort und fort versucht das traurige Verhältniß zwischen Vater und Sohn erfreulicher zu gestalten, was bisweilen gelang, leider aber nicht lange andauerte, denn mit jedem Jahre wurde beiderseitig das Zermürniß größer und bedenklicher. Der Vater zürnte dem Sohne, der, wie er klagend sagte, die Früchte seines langjährigen Fleißes vergeubete und seines Hauses guten Namen endlich mit Schimpf und Schande bedecken würde. Hinwieder grollte Rudolph dem strengen Vater, der ihm, wie er in seiner Verbblendung meinte, gar kein Vergnügen und keine Freude gönnen wollte. Am 24. Dezember 1852, also am Tage vor dem Christfeste, war der längst gehegte Groll endlich zum heftigsten Ausbruch gekommen. Mehrere Tage lang hatte Rudolph sich gar nicht in den Geschäftsräumen blicken lassen. Eine wichtige Arbeit, die Vater Bromme ihm aufgetragen, hatte er unverzeihlicher Weise gänzlich versäumt und unterlassen. An jenem Tage hatte der Kaufherr die betrübende Nachricht erhalten, daß durch diese Versäumniß Rudolphs ein beträchtlicher Verlust für ihn entstanden sei. Zugleich war ihm zu Ohren gekommen, daß der junge Leichtsinnige, mit

einigen übel berüchtigten Taugenichtsen, während etlicher Tage und Nächte hindurch in Saub und Braus gelebt und viel Geld verschwendet habe in unverantwortlicher Weise. Dies alles hatte das Vaterherz außerordentlich erbittert und erzürnt und es mußte sich Luft machen in heftigen Worten und bittern Vorwürfen, welche mit der Drohung schlossen, daß, wenn Rudolph seinen schlechten Lebenswandel nicht änderte, er aus dem Handelsgeschäft und aus dem väterlichen Hause verwiesen würde. Der Leichtsinnige brachte leere Entschuldigungen vor, sogar Klagen über die allzu strenge Behandlung, die er daheim erdulden müsse, wodurch Herr Bromme ganz außer sich gerieth vor Erbitterung und die Zornesworte ausstieß: „Geh' mir aus den Augen, du Tagedieb, du Taugenichts!“ Hierauf ergriff Rudolph seinen Hut und verließ das Elternhaus in stürmischer Eile.

Seit dieser unglückseligen Stunde hatte der verlorene Sohn sich nicht mehr daheim sehen lassen. Er hatte wohl einen Brief an die Eltern geschrieben, in welchem aber nur Klagen über harte, lieblose Behandlung standen, doch nicht das kleinste Wort der Reue. Zornig zerriss der Vater den Brief, während die weiche Mutter stille, bittere Thränen weinte. Mehrere hange und traurige Tage gingen langsam vorüber und zufällig erfuhren die Eltern, Rudolph sei mit einem ihm befreundeten Schiffskapitän nach Amerika gefegelt. Von dort aus schrieb er im ersten Jahre freilich wohl einige Briefe nach Hamburg, allein der immer noch zürnende Vater erbrach keinen derselben, sondern warf sie ungelesen in's Feuer und keine Zeile, kein Wort der Erwiderung wurde dem Sohne vom Vater zu Theil. Die trostlose Mutter konnte nicht schreiben, da sie Rudolphs Aufenthalt nicht erfuhr. Auch hatte Herr Bromme mit aller Strenge ihr verboten, einen vielleicht ihr zugesandten Brief ohne sein Wissen und wider seinen Willen zu beantworten. Was das liebende Mutterherz unter solchen betrübenden Umständen litt, kann der theilnehmende Leser sich leicht denken! —

Wochen, Monden und Jahre vergingen in Zagen und Bangen, bis plötzlich ein Lichtstrahl das Dunkel in etwas erhellte. In befreundeten Kreisen erfuhr Frau Bromme zufällig beruhigende Nachrichten von Rudolph, daß es ihm gut in Amerika gehe, daß er glücklich verheirathet und ein tüchtiger Geschäftsmann geworden sei. Wohl ließ nun die Mutter ihren fernen Sohn gelegentlich, aber heimlich, grüßen und ihm durch fremde Hand Nachricht zukommen aus dem elterlichen Hause. Doch kein Brief von ihr ging

jemals an ihn ab, keiner brachte ihm Kunde, daß des Vaters Zorn sich gelegt habe und er geneigt sei zur Versöhnung mit seinem Sohne.

Vom zweiten Jahre ab waren keine Briefe aus Amerika, von Sohneshand geschrieben, im Handelshaufe Bromme angelangt. Der strenge, unbeugsame Kaufherr hatte auf die Klagen, Bitten und Thränen seiner armen Hausfrau nur die einzige Erwiderung, daß er den ungerathenen Sohn aus seinem Herzen verbannt habe und durchaus nichts mehr von ihm hören wolle. Da war's natürlich, daß seit dem Jahre 1852 jedes Weihnachtsfest zu einem gar traurigen sich gestaltete für die gebeugten Eltern. An diesem Tage ging der Vater in stillem, aber finstern Groll einher, und die Thränen der Mutter flossen, wenn auch im Verborgenen, um so reichlicher als sonst. Im ganzen Hause durfte kein Christbaum angezündet werden. Ganz in der Stille vertheilte Frau Bromme mit wohlthätiger Hand reiche und nützliche Gaben an die Armen. Kamen dann die Beschenkten zu ihr, um herzlich zu danken, so sagte sie traurig und wehmüthig: „Betet für meinen armen Sohn, der fern von mir umherirrt und vielleicht noch ärmer ist als ihr! Dies ist der einzige Dank, den ich von euch wünsche.“

So waren allmählig zehn Jahre vergangen in Gram und Groll. Der Christabend des Jahres 1862 kam heran. Frau Bromme wollte diesmal ihrem tiefgebeugten Gatten eine Freude bereiten. Mehrere Geschenke hat sie für ihn gekauft und auch selbst verfertigt. Auch ließ sie einen Tannenbaum, den ersten seit zehn Jahren, heimlich in's Haus bringen. Unter Thränen schmerzlicher Erinnerung hat sie in ihrer Stube den Weihnachtstisch geordnet mit den Gaben für ihren Lebensgefährten. Nun will sie die Lichtlein anzünden, doch plötzlich kommt ihr der Gedanke, diese Ueberraschung könnte ihrem Gatten unangenehm sein, daher sie sich rasch entschließt, denselben auf die beabsichtigte Bescherung vorzubereiten und dazu seine Einwilligung zu erbitten.

In seinem Zimmer sitzt der alte Herr vor dem wärmenden Kamin und schaut düster und unmutig vor sich hin. Die treue Gattin tritt neben ihn, legt ihre Hand leise auf seine Schulter und spricht sanft: „Lieber Ferdinand, darf ich dir wohl einen gutgemeinten Vorschlag machen?“

„Warum nicht?“ erwidert der Kaufherr gleichgültig, ohne sich umzuwenden, und Frau Bromme, dadurch eingeschüchtert, fährt in schmeichelndem Tone fort: „Du weißt, lieber

Ferdinand, wir haben seit zehn Jahren keinen Christabend mehr gefeiert.“

„Ich dachte doch“, meint der Gatte finster und erregt, „die Weihnachtsfeier vor zehn Jahren wäre so gründlich mißlungen, daß dir für immer die Lust zu einer Wiederholung hätte vergehen müssen.“

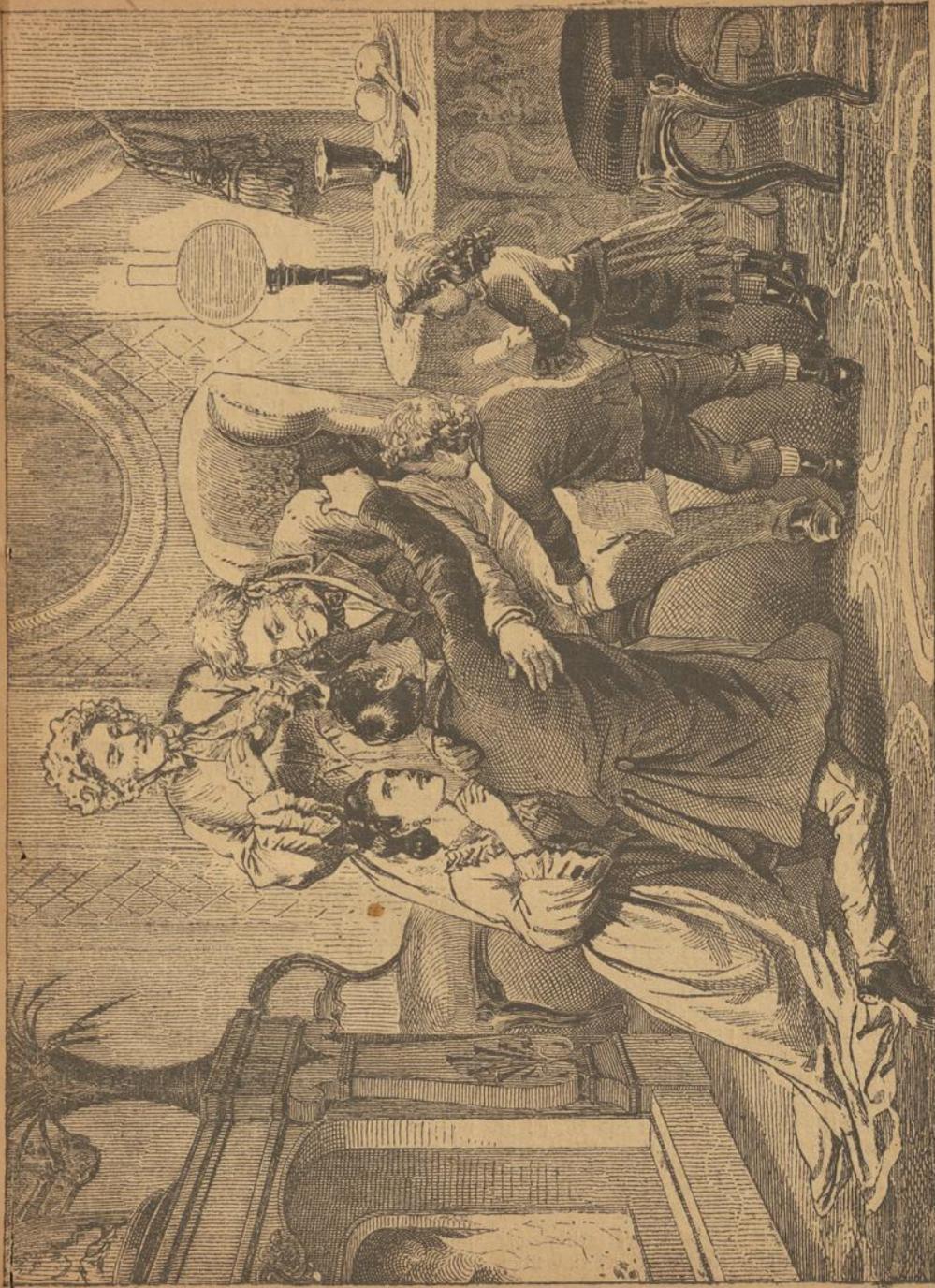
„Und doch möchte ich dir gern wieder einmal eine Freude bereiten,“ bittet die zärtliche Hausfrau weiter, ohne sich abschrecken zu lassen durch die barschen Worte. „Ich habe dir einige kleine Geschenke gekauft und auch selbst für dich verfertigt. Drüben liegt alles auf dem Tische und soll dich erfreuen. Darf ich den Christbaum anzünden?“

Bei dieser so herzlichen Bitte brauste der strenge Kaufherr zornig auf und sagte: „Frau, wenn du mich lieb hast und nicht willst, daß ich ernstlich böse werden soll, so sprich mir kein Wort von Weihnachten und vom Christbaum! Fort, schnell fort, in's Feuer damit!“ Sprach's, springt von seinem Sessel auf und durchrennt die Stube mit großen, heftigen Schritten.

„Aber, lieber Ferdinand, willst du mir nicht diese kleine Freude gönnen?“ flehet Frau Bromme, welche Wüthe hat ihre Thränen zurückzuhalten.

„Kein Wort mehr davon!“ poltert der Erzürnte auf, oder ich laufe zum Hause hinaus!“ Es ist just als hätte der zehnjährige finstere Groll plötzlich sich Luft machen wollen. Schluchzend verläßt die erschreckte Gattin das Zimmer, und der einsam Zurückgebliebene setzt sich wieder an das Kamin und blickt düster und grollend in die lodernde Flamme, während die Gattin, schmerzlich weinend, drüben im Bescherungszimmer die für ihren Eheherrn bestimmten Gaben in einem Schranke verbirgt, damit deren Anblick seinen Zorn nicht auf's neue reizt. —

Mittlerweile ist ein Wagen an dem Hause vorgefahren. Herr und Frau Bromme, ganz theils in Groll, theils in Schmerz versunken, haben nichts von dem Anhalten des Wagens gehört. Nun werden einige Thüren im Hause leise geöffnet. Bald darauf tritt Friebich, der alte Diener, vorsichtig, aber mit freudig überraschten Blicken, zu seiner verehrten Herrin in's Zimmer und meldet, daß soeben etliche Fremde angekommen seien, welche brunten im ersten Stockwerk die Hausfrau zu sehen wünschten; sie möge sich doch gefälligst hinab bemühen. Höchst verwundert und überrascht willfahrt Frau Bromme diesem unerwarteten Ansuchen. Bald darauf klingelt von unten her ein mühsam unterdrückter Freudenruf, begleitet von Grüßen und



Heimkehr in's Vaterhaus.

in seinen  
früher  
ja Jah-  
die für  
g hätte  
einmal  
Gand-  
murch  
letzte  
ich ver-  
che und  
stbaum  
ste der  
Kranz,  
dass ich  
mir sein  
stbaum!  
brach's,  
drennt  
ir nicht  
Kranz  
zurück-  
e Gr-  
ona!  
früher  
schlich-  
immer,  
wieder  
lend in  
Gottin-  
rungs-  
mitten  
deren  
Ganze  
ganz,  
unten,  
sogend  
Ganze  
h, der  
über-  
in in's  
remde  
erften  
; die  
höchst  
Kranz  
Bald  
unter-  
m und

Küssen und zugleich auch von lautem Schluchzen! Was mag da wohl vorgefallen sein?

Der alte, trübsinnige Herr oben am Kamin hat nichts davon gehört. Noch immer sind Groll und Zorn auf seinem Antlitz zu lesen, doch scheint's bisweilen, als ob eine tiefe Wehmuth und augenblickliche Rührung seine harten, finstern Züge milder und freundlicher gestalteten. Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein, als die Thüre seines Zimmers leise geöffnet wurde. Ein Knabe von acht Jahren und ein etwa sechsjähriges Mädchen treten schüchtern und zaghaft ein. Anfänglich hat's Herr Bromme nicht bemerkt, auch das durch ihr Eintreten verursachte leise Geräusch nicht gehört. Als jetzt der Knabe mit einem lauten „Guten Abend!“ ihn begrüßt, kehrt er sich rasch und etwas betroffen auf seinem Stuhle um, mit der barschen Frage: „Was wollt ihr hier?“ ob welcher die Kinder sichtlich erschrecken, besonders das Mägdelein, das vor Angst entfliehen will. Der Knabe aber, etwas fester und beherzter, faßt sich gleich, nimmt die Kleine bei der Hand und hält sie zurück. „Schämst du dich nicht?“ flüstert er ihr zu, „Papa hat dir doch gesagt, daß der Großpapa ein ganz guter Mann ist. Habe nur nicht Angst und sage deine Verklein ruhig und ohne Fehler her!“

„Wer hat euch in mein Zimmer hereingelassen?“ fragt der alte Herr noch ziemlich heftig. Ohne zu antworten, schiebt der Knabe sein Schwesterlein, das ein Blatt Papier in der Hand hält, noch etwas weiter vor. Das Kleine, liebe Mädchen aber hat ihre Händlein gefaltet und spricht mit bebender und darum mehr zum Herzen dringender Stimme:

Fried' auf Erden! so erklang  
Einst der Engel Lobgesang.  
In der heil'gen Weihenacht,  
Die den Heiland uns gebracht.  
Fried' auf Erden! süßes Wort!  
Es verkündet fort und fort  
Gnad' und Huld vom Himmelsthron  
In dem eingebornen Sohn.  
Fried' auf Erden! Vaterherz,  
Fort mit allem Groll und Schmerz!  
Vaterherz, dein Sohn ist hier:  
Friede, Friede auch mit dir!

Bei den letzten Worten wollte das Mägdelein das, bisher in den Händen gehaltene Blatt, dem finstern blickenden Manne überreichen; auch der Knabe hielt ihm ein anderes Blatt Papier entgegen.

„Was soll dieser Unsinn?“ rief zornig aufspringend der Kaufherr. „Ich kenne euch nicht

und will euch nicht kennen! Wehe dem, der euch hier eingelassen hat!“

Bei diesen bösen Worten fing die Kleine heftig zu weinen an; ihr Bruder aber verlor nicht den Muth, sondern rief entschlossen: „Wie? du willst uns nicht kennen, und bist doch unser Großvater! Ich heiße Ferdinand Bromme, gerade so wie du. Der Vater sagte mir immer, dir zu Liebe hätte er mir diesen Namen gegeben. Das hier ist meine Schwester und heißt Marie Bromme. Wir sind über's Meer herübergekommen, weit, weit, aus Amerika, weil der Vater so große Sehnsucht nach dir hat. Die vorhin von der Marie hergesagten Verklein stehen auf dem Papier da. Unser Papa hat sie selber gemacht und mein Schwesterlein hat sie schön abgeschrieben. Und hier auf meinem Blatte habe ich das amerikanische Haus gezeichnet in welchem wir wohnen. Diese beiden Blätter sollen das Christkindel sein, das wir dir aus Amerika mitbringen. Da nimm's Großpapa! Nimm's doch!“

Kalt aber und unwillig lehrte dieser den Kindern den Rücken zu, obgleich, wie's schien, augenblicklich ein weicheres und wärmeres Gefühl in seinem Herzen aufsteigen wollte. Seine Augen wurden feucht und ein trampschaftes Zucken flog über seine Züge. Dann aber fuhr er rasch mit der Hand über die Augen, stampfte heftig mit dem Fuße und rief, ohne sich umzuwenden, den Kindern zu: „Fort, fort! Ich mag euch nicht länger mehr sehen und hören! Sagt euerm Vater, daß ich ihn gänzlich aus meinem Herzen und aus meinem Gedächtniß verbannt habe! Er mag nun mit seinen Kindern vor einer anderen Thüre betteln!“

„Betteln, was! Wir brauchen nicht zu betteln!“ erwiderte fest und stolz der kleine Ferdinand. „Wir haben in Amerika just so schöne Zimmer wie du; auch hat Papa schon oft gesagt, daß er mehr Geld verdiene, als wir brauchen. Er hat uns viel von dir erzählt, daß du ein guter und lieber Großpapa wärest und daß du ihm von jetzt an nicht mehr böse sein werdest. Allein ich sehe leider schon, er hat uns nicht die Wahrheit gesagt; nein, nein, du bist kein guter Mann!“ Er sprach's, faßte sein noch immer weinendes Schwesterlein an der Hand und zog's der Thüre zu, mit den tröstenden Worten: „Komm', Marie! weine nicht mehr! Papa hat ja gesagt, daß wir wieder nach Amerika zurückfahren, wenn Großpapa noch immer böse sei, und der will uns nicht einmal ansehen! Da fahren wir lieber wieder über's Meer!“

Jetzt waren die Kinder der Thür ganz nahe.

Der Großvater aber ist in seinen Armstuhl zurückgesunken und bedeckt, von zärtlichem Gefühlen überwältigt, sein Gesicht mit beiden Händen. Ferdinand, noch einmal zurückschauend, bemerkt, daß der alte, harte Mann wie geschlagen und gebrochen in seinem Stuhle sitzt, mit beiden Händen sein Gesicht verhüllt und . . . bitterlich schluchzet und weinet. Er läßt schnell der Schwester Hand los, springt zurück und ergreift mit sanfter aber unwiderstehlicher Gewalt der Liebe beide Hände des gebeugten Mannes, bedeckt sie mit Küssen und ruht: „Großvater, lieber, guter Großvater!“

Da zerbricht die kalte, eisige Rinde, welche zehn Jahre lang des strengen Vaters Herz umschlossen hatte. Unaufhaltsam fließen seine Thränen und tief gerührt stammelt er die Worte: „Bleibt bei mir, liebe Kinder! Bleibt bei mir!“

Jetzt wird die Thür abermals geöffnet und herein tritt Frau Bromme mit ihrem wiedergefundenen Sohn und seiner Gattin. Kaum hat Rudolph den Vater erblickt, so eilt er auf ihn zu, kniet vor ihm nieder und fleht mit bewegtem Herzen: „Verzeihung, mein Vater, mein geliebter Vater! Verzeihung dem Sohne, der dich einst so schwer betrübt und beleidigt hat! Gott ist mir gnädig gewesen im fernem, fremden Lande und hat die Arbeit meiner Hände gefördert und gesegnet und mir ein braves, treues Weib und liebe Kinder geschenkt! Eines noch fehlt mir zu meinem völligen Glück: deine Verzeihung! Ich will dir künftighin ein gehorsamer Sohn sein. Und wenn du nicht um meinethwillen, nicht um dieser meiner Kinder willen, mir verzeihen und vergeben kannst und willst, lieber Vater, so thue es um Gottes, um unseres Heilands willen! Frieden auf Erden! so klingt ja der Weihnachtsgruß heute noch, wie er einst über den Fluren Bethlehems und an der Krippe erklangen. Der Vater im Himmel hat uns in seinem Sohne, dem lieben Christkinde, vergeben. Vergib um seinethwillen auch deinem reuigen Sohne, mein Vater, mein geliebter Vater!“

Immer fester und inniger hatte Rudolph die Kniee des Vaters umschlungen, immer herzbeleglicher, unter heißen Thränen, zu ihm geredet. Auch seine Gattin war neben ihm niederkniet und hob ihre Hände stehend zum Vater empor, um ihres Mannes Bitten bestmöglichst zu unterstützen. Der Tieferschütterte vermochte kein Wort hervorzubringen, doch streckte er zitternd seine Hände aus und legte sie still segnend auf das Haupt des heimgekehrten Sohnes. Dann zog er ihn sanft an sich heran und Vater und

Sohn umarmten sich herzlich. Auch die Schwiegertochter und die Enkel ruheten bald an der Brust des veröhnten Vaters und Großvaters. Alles war vergeben und vergessen und Frieden, süßer Frieden hatte, als beglückendes Christgeschenk, Einzug gehalten in dem sonst so öden und freudenlosen Hause, und die Engel Gottes, welche heute noch sich freuen über einen Sünder, der Buße thut, haben sich gewiß an jenem Abend auch herzlich gefreut und den Gott des Friedens und der Gnade dafür gepriesen mit ihren Jubelliebem.

Nun soll aber auch noch von der herzuguten Frau Bromme die Rede sein. Die ergriff endlich ihres Gatten Hand und sagte im Tone treuewährter Liebe: „Väterchen, du vergißt mich doch nicht ganz?“ Da zog der alte Hausherr die geliebte Gattin, welche so lange das Leid und die Einsamkeit seines Lebens treulich mit ihm getheilt und getragen, an sein Herz, und es flossen gemeinsame Thränen der Wonne und der Freude. Nun entwand sich die ehrwürdige Matrone sanft den Armen ihres Gatten und sagte mit schelmischem Lächeln: „Väterchen, darf ich jetzt den Christbaum anzünden und den Weihnachtstisch zurechten, so gut es in der Eile gehen wird?“

„Ja, in Gottes Namen!“ erlaubte der unter Thränen lächelnde Herr Bromme, indem er Kinder und Kindeskinde wieder fröhlich und glücklich herzte und küßte.

Nach Verlauf einer Stunde schon, die jedoch den harrenben Kindern gar lange schien, wurden die Thüren zum Bescherungszimmer geöffnet. Da stand der Christbaum in seinem hellen und funkelnden Lichterglanze. Hier waren die vorhin gar traurig verstedten Geschenke für den Großvater ausgebreitet. Daneben aber lagen die Gaben der Liebe, welche die flinke Großmutter schnell für die Kinder und Enkel, so gut es eben möglich gewesen, besorgt und bereitet hatte. Der Großvater stand mit herzlicher, tiefempfundener Nührung davor, umarmte abwechselnd seine Lieben alle und jubelte immer wieder: „Ja, Friede auf Erden! Habe frohen Dank, mein Gott und Herr! Friede auch in meinem Herzen und in meinem Hause! Sei hochgelobet!“

Aber, siehe da! Auf dem Tische, neben dem funkelnden Tannenbaum, saß noch ein prächtiges vierjähriges Büblein. Es war das dritte Kind aus dem amerikanischen Kleblatte, und das rief fortwährend aus voller Kehle: „Wivat der Großvater und die Großmutter! Juchhe! Nun fahren wir nicht mehr nach Amerika!“

## Geburtstags-erinnerung.

(Mit einem Bilbniß.)

Der ehemalige Straßburger Drechslermeister vom Schiffeutstade, eben der von welchem weiter vorn, Seite 19, die Rede ist, bei Gelegenheit der „Zweierlei Wecken“, wurde den 2. Februar 1884 volle achtzig Jahre alt. Es war just ein Samstag, Ein herrlicher, zu Thränen rührender Chorgesang in seinem jezigen liebewerthen „Heim“ eröffnete das ernste Wiegenfest, und Glückwünsche, Bisttentarten und Geschenke aller Art, besonders duftende Blumenpenden, erschienen von allen Derten und Enden und bezeugten erfreulich die herzliche Theilnahme der Kinder und Enkel und Urenkel, der zahlreichen Verwandten und Bekannten.

Mehrere gute Freunde hatten, ohne Wissen und Willen des Achtzigjährigen, demselben insgeheim ein Fest bereitet im stattlichen Gasthof zur Stadt Paris. Drei dieser lieben Männer kamen den Tag vorher in das bescheidene, aber traute Stübchen des alten Drechslers und luden den höchlichst Ueberraschten dringend ein zum Festessen, das morgen stattfinden sollte, Punkt halb 2 Uhr. Uebel oder wohl, mußte der, wie aus den Wolken Gefallene, diese herzliche Einladung annehmen; da half keine Einwendung, keine Widerrede! — In später Abendstunde drechselte er noch flink die weiter unten stehenden fünf Verslein, welche beim Nachtsich vorgelesen werden sollten. Das Festessen in dem vornehmen Gasthof verlief ganz gemüthlich; sehr witzige und humoristische Reden in Prosa wurden gehalten und einige poetische Trinksprüche, zu Ehren des Acht-

zigjährigen, ausgebracht, der sich kaum erholen konnte von seiner Ueberraschung und freudigem Staunen. Es war aber auch zu viel für den alten, schlichten Handwerksmann!

Da nun der gefeierte Jubilar und der „Sinkende Bote am Rhein“ seit dem 2. Februar 1804, die besten irdischen Freunde und immer der nämlichen Ansicht und Meinung sind, so hat der Erste durchaus nichts dagegen, daß der Zweite



sein Konterfei in dem Kalender für 1885 veröffentlichen, wie auch die dankenden Verslein. Das Ding ging halt so zu: Beim schwarzen Kaffee nach dem Festmahl mußte der Gefeierte, mit Handschlag, versprechen, so bald wie möglich zum Photographen zu gehen, vor die geheimnißvolle Maschine zu sitzen, — wohlverstanden, im schwarzen Sonntagsrock, — und sein achtzigjähriges Bilbniß machen zu lassen, zum bleibenden Andenken an den so heiter verlebten Samstagnachmittag. Ein Mann, Ein Wort! Das gegebene Versprechen wurde treulich gehalten und der greise Bote kann drum seinen lieben und geneigten Lesern eine, wie man allgemein sagt, sehr ähnliche Abbildung des grau gewordenen Drechslermeisters, mit welchem er bekanntlich auf ganz

gutem Fuß lebt, freundlich anbieten. Stolz und Hochmuth stecken wahrhaftig nicht dabinter!

Hier folgt schließlich der gereimte Dank in der Mundart unserer lieben Stadt Straßburg, gerade so, wie dem Drechslermeister und dem Sinkenden Boten „d'r Schnawwel gewachsen isch!“

Also, der Jubilar hat jetzt das Wort:

Im alte Dreihjer, sunscht am Schiffeutstade,  
Han gueti Fründ e frohe Daa bereit't,  
In d'Stadt Paris zum Esse-n-ungelade,  
Drum het'r sich in Schwarzibus gelait,  
De hooche Guet, — 's isch schidli, — mitgenumme  
An ganz exalt am halwer Zweie g'ummme.

Worum isch's g'schehn! Na, grad eruz ze saane:  
D'r Dreihjermeister zählt hüt aachtzig Johr!  
'E isch zimml'i viel, doch dderf er nit groß klaane,  
Sinn gröu glich worre syni brune Hoor,  
Und Niemes will'm schunn de-n-Nachter gewe,  
Noch e Paar Jähre, meint m'r, kann er lewe!

Er looßt getrost de lieve Herrgott walte,  
Uff Denne-er von Kindheit an vertrout;  
Der weiß zuem Beste-n-Alles doch ze g'halte,  
Wer Zimm vertrout, het nit uff Sand gebdüt!  
Er würd ne b'schirme noch im höchte-n-Alter,  
Blybt in d'r G'sohr syn Hefser un Erhalter!

Jetzt awwer still! Habb jo genue gebabbelt,  
Un g'höer doch nit zue de verrätschte Lüt;  
Wenn au vor Festraid 'sHerz fast uemwerschwabbelt,  
Ze södercht i doch d'G'hellschaft krieyt langi Zyt! —  
Noch herzli Dank de lieve Freunde-n-alle,  
Die sich vereint im Nachtziger ze G'falle!

Daniel Hirz.

### Eine äußerst gefährvolle Reise.

Hat der geneigte Leser schon etwas von dem Amazonenstrom gehört oder sind ihm vielleicht Reisebeschreibungen unter die Augen gekommen, in welchem die Rede davon war? Der Bote, obgleich er diesen größten und bedeutendsten Strom unseres Erdballs, der im südlichen Amerika seine mächtigen Fluthen dahinrollt, noch nie gesehen hat, will hier von einem erschütternden Abenteuer erzählen, das eine muthige Frau dort bestanden, zuerst aber noch sagen, daß dieser gewaltige Strom, nach tausendstündigem Lauf, unter dem Aequator, in den Atlantischen Ozean sich ergießt, und daß dessen Mündung nicht weniger als vierzig Stunden Breite umfaßt. Wahrlich keine Kleinigkeit!

So, nun wissen wir, mit welchem Riesenstrom wir's zu thun haben und die Erzählung kann beginnen: sie fällt in das Jahr 1769.

Frau Gobin war die Gattin eines französischen Offiziers, der, im Auftrage seiner Regierung, jenes ferne Land mit einer wissenschaftlichen Erforschungs-Expedition besuchte. Ihm war der Auftrag geworden, in der Umgegend von Quito, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, und unsern des 20,158 Fuß hohen Chimborasso, einen Meridianbogen zu messen, und machte vom Atlantischen Meere an die Reise auf dem Festlande, bis er, von seiner Frau, einer hochbegabten, muthigen Dame, begleitet, den Ort seiner Bestimmung erreichte. Nachdem seine nächste Aufgabe gelöst war, fand er's für nöthig, unter den Sierra's noch einige wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Frau Gobin hatte sich bei den angesehensten Einwohnern Riabombas's sehr beliebt gemacht, und da sie ihre Brüder und einige französische Freunde, darunter zwei Damen, Gattinnen ter zum Expeditionskorps gehörigen Ingenieure, zur Gesellschaft hatte, so beschloß ihr Mann sie vorläufig zurückzulassen und ohne sie seine Untersuchungen auf dem Wege über den Kontinent, das Festland, nach Cayenne in französisch Guyana, zu verfolgen.

Fuullenger isch d'r Dreihier nie gewese,  
Het z' Morjes früeh un z'Dwes spoot hantiert,  
In freier Zyt gern g'schriuwe-n-un gelese,  
E friddlis, jüll's un b'scheides Lene g'fiehrt;  
Nie het'r Stolz un Hoochmueth köenne lude  
Un allemyl e groß Seduens vermyde!...

Nachdem Lieutenant Gobin den Atlantischen Ozean wieder erreicht hatte, schrieb er seiner Gattin, sie möge jetzt nachkommen. Die muthige Frau berieth sich mit ihren Aequatorfreunden, und beschloß sodann, zu ihrer Rückreise den Amazonenstrom zu benutzen.

Zu jener Zeit war dieser König der Flüsse nur theilweise beschifft, noch fast gänzlich unbekannt; sein Strombett wurde nur gelegentlich von den Rähnen der wilden Indianer befahren; seine Ufer, deren Einsamkeit bloß das Geheul des Jaguars und des Puma, das Grunzen der Alligatoren und Flußschweine und das Geplapper unzähliger Affen und Papageien unterbrach, umsäumte ein undurchdringlicher Wald von tropischem Wuchs, dessen Gleichen sonst nirgends auf Erden gefunden wird. Der gewaltige Strom wälzt sich unaufhaltsam dem Meere zu, zwischen endlosen Pampas, der Heimath der Karanteln, Schlangen und andern giftigen Ungeziefers, und Niemand wußte, ob nicht vielleicht Strömungen, Wasserfälle oder Moräste die freie Fahrt hinderten. Unter den Eingeborenen aber waren Sagen im Umlauf, welche zu dem Glauben verleiteten, daß das Hauptwasser des Vorbonaza von der Stelle an, wo er das Gebirg verläßt, bis zu seiner Einmündung in den Amazonenstrom und von da nach dem großen Meere im Osten eine Rahnfahrt gestatte. Da nun Frau Gobin und ihre Freunde von einem furchtlosen, abenteuerlustigen Geiste beseelt waren, so mieteten sie eine Anzahl indianischer Rahnführer, schifften sich bei Canelos auf dem Vorbonaza ein und begannen ihre gefährliche aber romantische Wasserfahrt.

Während mehrerer Tage stießen ihnen nur geringe Schwierigkeiten auf, indem sie bloß gelegentlich an Stromschnellen oder Strömungen aussteigen und sich durch das Dickicht der bewaldeten Ufer arbeiten mußten, während die Indianer das Fahrzeug wieder in ruhigeres Wasser gebracht hatten. Diese Zufälligkeiten trugen

jedoch nur dazu bei, der Fahrt Abwechslung zu verleihen und verschafften den Reisenden Gelegenheit, die botanischen Eigenthümlichkeiten des fremden Landstrichs einigermaßen kennen zu lernen.

Nach dem Austritt aus der gebirgigen Gegend, am östlichen Abhang der Andenkette, gelangt der Borbonazafluß in die fruchtbaren Pampas und mündet in den mächtigeren Pastazafluß aus. Am Zusammenfluß dieser beiden Gewässer liegt die kleine indianische Stadt Andoas, in welcher die Reisenden einen Tag rasteten; dann ließen sie ihr gebrechliches Fahrzeug wieder in's Wasser und folgten dem südlichen Laufe des Pastaza einige hundert Meilen weit. Aber eines Abends, als sie am Ufer lagerten, wurden die indianischen Führer und Bootleute durch einen abergläubischen Schrecken beunruhigt und kehrten zu ihrem Volksstamm zurück, so daß die unkundigen Europäer fortan die Stromfahrt allein verfolgen mußten, so gut's eben gehen wollte.

Frau Gobins Brüder machten den Vorschlag, wieder flusaufwärts zu fahren, sich in dem schon genannten Städtchen Andoas andere Führer zu suchen und die Fahrt auf's Neue anzutreten. Ihre Schwester aber, die wahrscheinlich große Lust am Romantisch-Abenteuerlichen hatte, war anderer Meinung, und brachte es durch ihre Ueberredung endlich dahin, daß auch die Männer einwilligten, die Reise nach dem rasch dahinströmenden Fluße auf gut Glück fortzusetzen.

Noch am nämlichen Abende sahen sie sich veranlaßt zu landen, weil sie am Ufer Fußspuren und, in geringer Entfernung, ein einsames Tolbo — eine Hütte — bemerkten, in welcher sie einen Indianer fanden. Dieser hatte eben eine schwere Krankheit durchgemacht, an der seine ganze Familie gestorben war. Der von Hunger zu einem Geripp abgezehrte Mann ging mit Freuden auf den Vorschlag ein, die Reisenden zu begleiten; allein sie waren noch keine Stunde mit ihm gefahren, als einem der Herren sein Hut in's Wasser flog. Der Indianer versuchte ihn wieder aufzufangen, war aber so schwach, daß er dabei über Bord fiel und ertrank.

Bald nach diesem verhängnißvollen Ereigniß strandete, unter der ungeschickten Leitung, der Kahn auf einem Baumstamm und schlug um. Dies war das erste ernstliche Reiseunglück, denn, abgesehen davon, daß die Mitglieder der Gesellschaft fast alle ertrunken wären und ihr Fahrzeug zu Grunde ging, hatten sie all ihren Mundvorrath, ihre Kleider und die mit so vieler Mühe zusammengebrachte botanische Sammlung, um derer willen hauptsächlich die Wasserfahrt unter-

nommen worden war, eingebüßt und verloren. Sie hatten äußerst merkwürdige und seltene Pflanzen gefunden.

Jetzt war die Lage der Reisenden besonders schwierig und gefährlich, doch machten sie möglichst gute Miene zum bösen Spiel und beschloßen, am Lande so lange zu kampiren, bis drei der Herren, die nach Andoas zurückzukehren sich erboten, frischen Mundvorrath und neue Führer herbeigeschafft hätten. Die drei Damen und Frau Gobins Brüder wollten an Ort und Stelle bleiben, die letzteren, um ihre weibliche Gesellschaft zu schützen und durch den gehofften Ertrag der projektirten Jagd zu nähren. Man war der Meinung, die drei fortziehenden Männer dürften, auf der geraden Linie durch's Land, das Indianerstädtchen leicht in vier Tagen ungefähr erreichen, daher die fünf Zurückbleibenden der getrosteten Hoffnung lebten, daß sie längstens nach zehn Tagen ihre Reise unter günstigen Umständen wieder würden aufnehmen können. Frau Gobins zurückgebliebenen Brüder verbrachten vrum diese Zeit ziemlich angenehm, weil sie die kleine Gesellschaft mit Fischen und Wildpret versorgten, während die Frauen sich mit Sammeln von Naturmerkwürdigkeiten, namentlich wieder seltener Pflanzen, die Zeit vertrieben, zu welcher Beschäftigung Frau Gobin, ihrer vielartigen Kenntnisse wegen, sich ganz besonders eignete.

Ein Tag um den andern verstrich, und schon war der zehnte Abend hereingebrochen, aber noch war nicht die geringste Kunde gekommen von den drei ausgesandten Männern, geschweige denn sie selber. Der elfte, der zwölfte, der dreizehnte verging, aber noch immer kein Zeichen, das den ängstlich Harrenden die Rückkehr ihrer Freunde verkündigt hätte! Als, nach weiterem fünftägigem Warten, die Lebensmittel knapp zu werden begannen, verzweifelten sie, ihre fortgezogenen Gefährten je wiederzusehen — was wirklich auch der Fall war, denn sie waren auf der Reise um's Leben gekommen, schon bevor Andoas von ihnen erreicht wurde — und zimmerten sich aus halbfaulen Baumstämmen einen rohen Floß, mit dem sie auf's Neue die gefährliche Stromfahrt versuchten. Kaum aber hatten sie ihren eben verlassenen Lagerplatz aus den Augen verloren, als das gebrechliche, unlenksame Fahrzeug in herantreibendem Flößholze sich verfang, so daß die Unglücklichen nur mit snapper Noth das Ufer wieder erreichten und nun zunächst versuchten, ihre Reise zu Fuß fortzusetzen.

Aber das üppig tropische Gestrüpp mit den Lianen oder Schlingpflanzen, welche ein dichtes Gewebe über die verschiedenen Arten stachlicher

Kattusse hinbreiteten, machte die Fußreise unmöglich, und sie mußten sich dem Stromufer entfernen und dem von wilden Jaguaren und Schlangen bewohnten tieferen Urwalde andertreten, um dort einen besseren, zum Vorwärtskommen bequemeren Weg zu suchen, den sie auch fanden. Allein immer noch hatten sie mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Da fanden sich tiefe Moräste und ebenfalls dichtes Gestrüpp; dazu gesellte sich die Gefahr, von den Raubthieren der Wildniß und den nicht minder erbarmungslosen wilden Menschen, welche ihr ausschließliches Besitzrecht an diesen naturwüchsigem Strich Landes geltend machten, angefallen zu werden. Alles dieses war hinreichend, auch das kühnste Herz muthlos und verzagt zu machen. Der kleinen Reisegesellschaft blieb indeß kein anderer Weg, wenn sie an den großen Strom gelangen wollte; denn auf einem Fahrzeug, wie sie's etwa zu Stande hätten bringen können, gegen die Stromschnellen des Pastaza und Borbonaza anzukämpfen, war rein unmöglich, und sie hofften, wenn sie nur erst den wahren Amazonasfluß mit seiner breiteren und weniger raschen Strömung erreicht haben würden, aus dem an's Ufer geschwemmten Flutholz eine Flöße herzustellen, mittelst welcher sie wenigstens nach den ersten brasilianischen Ansiedelungen gelangen könnten. Der hoffnungsvolle Gedanke, daß ihre drei fortgewanderten Reisegenossen am Ende doch Andoas möchten erreicht haben, oder auch irgend einen andern indianischen Wohnort, belebte die Hilflosen mit neuem Muth.

Von dieser gar schwachen Hoffnung erfüllt, setzten drei zärtlich erzogene Frauen und ihre zwei männlichen Begleiter, ihrer Meinung nach, in gleichlaufender Richtung mit dem Pastazafluß während fast drei erschöpfender Tage ihre Wanderung fort, und schliefen, wenn Müdigkeit oder die Nacht sie überkam, auf dem dornigen Grunde, ohne auf ihrem Wege andere Nahrung zu finden, als wilde Früchte und eßbares Gethier, das die Männer mit der einzigen, aus dem Untergang ihrer gesammten Habe geretteten Vogelflinte erlegten. Gelegentlich erlabten sie sich auch an einem gebratenen Affen oder an einem der vielen Papageien oder anderer Vögel, deren mißtönende Stimmen unablässig ihre Ohren betäubten.

Endlich beschloßen sie, wieder die Richtung nach dem Flusse einzuschlagen. Viele Stunden lang kämpften sie sich durch die Schlingpflanzen und das Dornbüschel; jedoch von einem Wasser war da nichts zu sehen, und zu ihrem Todeschrecken wurden sie gewahr, daß sie von der Stromrichtung abgekommen waren. Um das Ent-

setzliche ihrer Lage noch zu vergrößern, fand derjenige Bruder von Frau Gobin, welchem ihr letzter Nothanker, der kostbare Pulverbehälter, anvertraut war, daß in den Boden des Pulverhorns ein Loch gestossen war und er darum, ohne es zu bemerken, dessen ganzen noch übrigen Inhalt verloren hatte.

Jetzt bemächtigte sich Verzweiflung und Muthlosigkeit der Verlassenen, und nach einander, in kurzer Zeit, erlagen drei von ihnen den übermenschlichen Anstrengungen und Strapazen, indem sie nieder sanken und vor Hunger und Erschöpfung ihre Augen schlossen für diese Welt, während die Ueberlebenden, von Wahnsinn gehezt, weiter wanderten, ohne zu wissen, Wohin? oder auch ohne sich nur darum zu kümmern!

Zuerst waren Frau Gobins beide Freundinnen erlegen, sodann ihr jüngerer Bruder. Man mußte sie den wilden Thieren zur Beute lassen. Der noch verschonte Bruder und die Schwester setzten ihre Wanderung fort, bis sie nach den namenlosesten Leiden, wobei, mit jedem Schritte, das Dornengestrüpp ihnen völlig die Kleider vom Leibe riß, schließlich das Flußufer wieder erreichten, aber so kraftlos und erschöpft, daß sie bewußtlos zusammenbrachen.

Wie lange Frau Gobin in diesem Zustande gelegen, konnte sie, die einzige Ueberlebende, in ihrem späteren Berichte, nicht angeben. Es muß ziemlich lange gewesen sein; denn als sie wieder zur Besinnung gekommen, zeigte sich ihren Blicken ein entsetzliches Schauspiel . . . des Bruders Leichnam, von abscheulichen Vögeln zum größten Theile schon zerhackt und verzehrt!

Bei diesem gräßlichen Anblick schloß sie ihre Augen wieder und betete still und inbrünstig zu Gott, er möge gnädiglich, durch einen schnellen Tod, ihren Leiden ein Ende machen. Aber unmittelbar darauf schlug das Geheul eines Jaguars, welchen wahrscheinlich der Geruch des Leichnams angelockt hatte, an ihr Ohr, und unwillkürliche Liebe zum Leben kehrte zurück. Mit äußerster Kraftanstrengung raffte die Halbtobte sich auf, schleppte sich zu des Bruders Leiche hin, zog dessen Schuhe los, — denn ihre eigenen hatte sie im Gestrüpp verloren, — legte dieselben an und eilte, so schnell ihr erschöpfter Zustand es gestattete, von der unheimlichen Stelle!

Acht Tage und Nächte wanderte nun die unglückliche Frau so allein durch die entsetzliche Wildniß, keinen Augenblick sicher vor dem wilden Geschrei des hungrigen Puma oder dem verstohlenen Tritt des Jaguars, während ihren Weg zischende Schlangen kreuzten und ob ihres Hauptes da und dort die Riesenschlange, Boa con-

strictor genannt, ihre Ringe um die Zweige der Bäume schauerlich zog.

Und alle diese Schrecken, welche den muthigsten Mann in Verzweiflung gebracht hätten, überstand das heldenmüthige Weib. Sie nährte sich von wildwachsenden Beeren und Nüssen, gelegentlich auch von einem Schildkröten- oder Vogel-Ei, bis sie am Morgen des neunten Tages, seitdem sie ihres Bruders verstümmelte Leiche verlassen, auf einmal die ihr fremdgewordenen Laute der menschlichen Stimme zu hören vermeinte. Frau Gobin folgte der Richtung des Schalls, und entdeckte, natürlich zu ihrer großen Freude, einen Indianer und sein Weib, die eben damit beschäftigt waren ein Kanoe in's Wasser zu lassen. Mit krampfhaftem Lachen eilte sie auf die Eingeborenen zu, brach jedoch, bevor sie die selben ganz erreichte, besinnungslos zusammen und stürzte auf die Erde nieder. Der plötzliche Uebergang von der Verzweiflung zur hoffenden Freude hatte die erschöpfte Wanderin überwältigt, und ohne das Mitleid und die Theilnahme der obwohl wilden, doch gefühlvollen Naturmenschen, würde vermuthlich jetzt, da sie der Rettung so nahe war, ihr Leben und ihr Leiden ein Ende genommen haben. —

Unter der freundlichen Behandlung der guten Indianer wurde Frau Gobin wieder in's Bewußtsein zurückgerufen. Das Weib beschenkte sie mit einem Kleidungsstück, um damit ihren zerkrachten, blutigen Körper zu bedecken. Es war ein grober Rock, den sie als Erinnerungszeichen an

ihre schrecklichen Erlebnisse und an ihre gutmüthigen, farbigen Retter stets aufbewahrt hat.

Als sie die hier erzählte verhängnißvolle Reise machte, zählte sie ungefähr dreißig Jahre; die beständigen Gefahren und Schrecken aber hatten so erschütternd auf ihr Nervensystem gewirkt, daß sie frühzeitig alterte; ihr reiches dunkles Haar wurde schneeweiß, tiefe Furchen gruben sich in ihr narbenvolles, sonnenverbranntes Gesicht.

Sie blieb bei den guten, gastfreundlichen Indianern, bis zu ihrer völligen Herstellung und ließ sich dann von denselben, in einem Kahn, den Pastazafuß hinauf, zu ihren Aequatorfreunden zurückführen.

Hierauf versuchte sie, von hier aus, im nächsten Frühjahr, trotz der gemachten schrecklichen Erfahrungen, abermals eine Wasserfahrt, und erreichte, ohne weiteren Gefahren ausgesetzt zu werden, nach mehrmonatlicher Reise, Para, wo selbst sie mit ihrem vielbesorgten Gatten wieder glücklich zusammentraf.

In ihrem späteren Leben konnte Frau Gobin nie eine Anspielung vernehmen auf ihre furchtbare Reise und die überstandenen Drangsale aller Art, ohne von Gefühlen des Entsetzens, die fast an Wahnsinn grenzten, ergriffen zu werden in ihrem ganzen körperlichen und geistigen Wesen, was man sich leicht denken kann nach aufmerksamem Lesen der schauerlichen Erzählung, welche heute noch in Brasilien von Mund zu Mund in ihrem Volke sich fortpflanzt, und immer theilnehmende Zuhörer findet.

### Die hauptsächlichsten Weltbegebenheiten im verfloffenen Jahre.

(Anfangs August 1883 bis Ende August 1884).

Unsern letzten Bericht über die Weltbegebenheiten schlossen wir mit Deutschland, dessen schon seit längerer Zeit mit Oesterreich und Italien geschlossenes Bündniß auch andere Mächte lästern machte, die Wohlthaten zu genießen, welche der Schatten des jungen Baumes des neuen Reiches um sich verbreitet. Den jungen König von Spanien, Alfons XII., der Sohn der berühmten Isabella und Enkel der eben so berücksichtigten Christine, der eben erst eine Militärrevolte besiegt hatte, gelüstete es, auch in der Suite des greisen Kaisers herum zu galoppiren, in der Hoffnung hieburch seinen Thron etwas fester zu leimen. Bei dieser Reise kam er über Paris; allein Herr Jules Grévy geruhete nicht ihn zu empfangen, sondern dachte, es sei früh genug, die junge Majestät bei der Rückkehr aus Deutschland zu begrüßen. Der greise Staatsmann hatte dabei aber zu viel an die grünen Jurawälder und zu wenig an den Fürsten Bismarck und an

die Pariser Straßengugend gedacht; denn als Alfons zurückkehrte, war er nicht mehr bloßer König von Spanien, sondern auch Oberst des 15. preussischen Uhlanenregiments, welches hier in Straßburg in Garnison liegt. Dieser Tabak war den Parichern zu stark, und mit dem politischen Takte, der die tapfere, aber verdammt unverschämte Pariser Straßengugend auszeichnet, wurde König Alfons bei seinem Besuche bei Herrn Grévy schänblich ausgepiffen und es hieß sogar, der französische Kriegsminister, ein gut republikanischer Haubegen, der sich nicht gefürchtet hatte, die Herzogin von Almale und Chartres aus der französischen Armee herauszuwerfen, sei der Manifestation nicht fern gestanden. Er mußte es bitter büßen; denn Herr Jules Ferry, der nicht viel Spaß versteht, und am allerwenigsten von den Kollegen sich in's Handwerk pflücken läßt, warf den General Thibaudin mit eben so wenig Komplimenten aus dem Ministerium, als

bieser die Orleans aus der Armee entfernt hatte. Dieser Spelstapel war noch nicht zur Ruhe gekommen, als von Berlin aus ein neuer Trumpf ausgespielt wurde. Es gieng nämlich, um den Besuch des Alfons XII. zu erwidern, der Kronprinz von Deutschland, bekanntlich schon ein kriegserfahrener Herr und Feldmarschall in den Fünfzigern, über Italien, wo er mit größter Begeisterung empfangen wurde, nach Madrid, und auch über Italien wieder zurück, überall den besten Eindruck vermöge seines eben so freundlichen als gemessenen Benehmens und durch seine würdevolle ernste Haltung hinterlassend.

Die Franzosen hatten wieder einmal grandiose Böcke geschossen, und es war Zeit, daß die Nachrichten aus Tonking diese bösen Eindrücke verwischten. Schlag auf Schlag folgten die Nachrichten der Einnahme von Son-Tay, Bac-Ninh und Thai-Nguyen durch die tapfern Marine-soldaten, die Pioupiou's und die Fremdenlegion, unter der sich jetzt sehr viele Elsässer befinden, welche ihrem alten Ruhm in der französischen Armee keine Schande machten. Zuerst Admiral Courbet und später die Generale Millot und Negrier waren es, welche diese bedeutenden Waffenthaten, da die genannten Festungen alle mit furchtbaren Mauern und schwerem Geschütz versehen waren, ausführten. Hierauf wurde durch den Schiffs-Kapitän Fournier der Vertrag von Tien-Tsin mit dem Vicekönig Si-Hung-Tschang abgeschlossen, allein sei es, daß Treulosigkeit der Chinesen im Spiele war, sei es, daß die Dolmetscher einander nicht verstanden, nicht recht ausgeführt; denn als die Franzosen gemäß der französischen Auslegung des Vertrags vordringen wollten, geriethen sie bei Lang-Son in einen Hinterhalt der regulären Chinesen und mußten abermals zum Bajonett greifen, die bezopften Söhne des himmlischen Reiches vor sich herreiben und die Festung Lang-Son erstürmen. Jetzt verstanden die Franzosen keinen Spas mehr und forderten mit einem Ultimatum eine ordentliche Kriegssentschädigung, welche sie bisher, dem Frieden zu lieb, den Chinesen erlassen hatten. Da die Chinesen nicht bezahlen wollen, so hat sich Admiral Courbet in den letzten Tagen durch Bombardement und Landungstruppen des wichtigen Hafens und reichen Hinterlandes von Kelung auf der Insel Formosa bemächtigt. Die Fortsetzung werden wir oder andere im nächsten Kalender erzählen.

Aus dem Innern Frankreichs ist nichts Wichtiges zu berichten, als die in den letzten Tagen erfolgte Anhandnahme der Verfassungsrevision durch die zum Congreß vereinigten Mitglieder

des Senats und der Deputirtenkammer. Bis jetzt ist, trotz großen Geschreies, alles nach dem Willen von Herrn Jules Ferry gegangen; allein die gesetzgebenden Behörden Frankreichs boten das Schauspiel einer Klasse von nichtsnutzigen Buben, wenn der Lehrer fehlt. Dabei ist indessen nicht zu vergessen, daß die ungefähr hundert der äußersten Rechten und äußersten Linken mehr Lärm machen als die 700 anderen Herren, und diese können die Schreier nicht zum Schweigen bringen, ohne sich dem Vorwurf auszusetzen, der Minderheit das Wort nicht zu gönnen.

Die Herren Engländer haben ihren alten Ministerpräsidenten, den wackern Philanthropen und strengen Protestanten, Herrn Gladstone, behalten; allein derselbe konnte jedoch nicht immer viel von Glück reden. Wenn es auch in Irland ziemlich still geworden ist, so hört man doch alle Augenblicke von unheimlichen Dynamit-attentaten und großen Bränden reden. Andererseits will das Oberhaus keine wesentlichen Reformen im liberalen Sinn, deren England doch so sehr bedürfte, und es ist allen Ernstes im englischen Volke die Rede davon, der Aristokratie einen guten Theil ihrer großen politischen Macht zu entreißen.

Das größte Unglück hatte aber England in Ober-Egypten. Dort tauchte im Herbst vorigen Jahres ein Nabhi, Nachfolger des Propheten oder Vorgänger eines neuen Mahomet, auf, welcher zuerst bei El-Obeid eine ägyptische Armee schlug und dann die zu Hülfe geschickten ägyptischen Regulären unter englischem Oberbefehl am 7. November vollständig aufrieb. Ob dabei alle umgekommen sind oder nicht, weiß man nicht, denn es ist noch keiner wirklich zurückgekehrt, der zuverlässige Kunde gebracht hätte. Man hätte nun glauben sollen, die Engländer würden sogleich, da Egypten nicht nur keine Generale, sondern auch keine brauchbaren Soldaten mehr besaß, ihre siegreichen Truppen verstärken und vom rothen Meere her, sowie den Nil herauf vordringen lassen, um dem Unwesen des Nabhi ein Ende zu machen, die wichtige Stadt Khartum, den letzten Vorposten der civilisirten Welt in Nord-Afrika zu halten, um die ägyptischen Garnisonen im Lande Senaar zu retten.

In der That rückte General Graham vom Hafen Suakim, am Nothen Meere aus, um die Niederlagen von Baker Pascha zu rächen; er erfocht auch blutige Siege über einen Anführer des Nabhi, den geschickten Osman Digma, allein diese Siege blieben vollständig erfolglos, da Graham im wichtigsten Augenblicke den Befehl erhielt, seine Truppen wieder einzuschiffen.

